

befinden sich römische Ruinen, die nach ihrer Ausdehnung zu schliessen, einer ansehnlichen Stadt angehört haben müssen. Diese Ruinen, unter denen die Stadtmauer noch Theilweise vorhanden ist, werden von den Arabern el Guscherra genannt.

Den östlichen Theil des Djebel Sahari, dessen Bergstöcke auffallend niedrig erscheinen und nur den Uebergang zum Djebel Aures vermitteln, so wie die zwischen diesen Höhen sich ausbreitenden Ebenen bewohnen die Sabari, welche sich in die Uled Mansur, Mzari, Uled Amör, et Tlet, Uled Daud, Rgaiett, el Kantra, und el Uthaja scheiden. Einige davon wohnen in Dörfern, die übrigen als Nomaden. Während der Winterzeit bewohnen diese den nördlichen Theil der Ebene von Uthaja bis in das Gebirge hinein, ziehen während der wärmeren Jahreszeit zu den Haraktas von Mâder und verweilen in den Ebenen südlich des Nifensser und Güerion und des Gebietes der Zmul, als deren südöstliche Grenze der Djebel Azem mit den Ruinen von Maidgh-Azem oder Madraçen angenommen wird. Sie zählen ungefähr 3170 Seelen, zu denen die Bevölkerung der Dörfer von el Kantara noch mit 1620 und die von el Uthaja mit 80 noch hinzu kommt, also zusammen 4870 Seelen.

Die Bevölkerung der Sahari entzieht sich gern den der Regierung zu zahlenden Abgaben und wird dann regelmässig von Biskra aus durch eine Razzia heimgesucht. Ihre Hammelheerden sind bedeutend und an Kamolen besitzen sie ungefähr 6000 Stück, Pferde aber nur wenig. Auf ihrem Gebiete befinden sich ausgedehnte Gärten, in denen namentlich die Pflege der Dattelbäume fast ausschliesslich die Thätigkeit der Bewohner in Anspruch nimmt. Die Früchte dieser Bäume sind ziemlich gut.

Miscellen.

Eine Besteigung des Grofsglockners.

Im Herbst des Jahres 1855 bestieg der österreichische Major Sonklar Edler von Innstädten mit 3 Gefährten und 5 Führern den Grofsglockner, worüber er einen in mancher Beziehung lehrreichen Bericht ¹⁾ geliefert hat, der einer allgemeinen Verbreitung werth ist und aus dem wir daher in diesen Blättern das Folgende mittheilen.

Die Gesellschaft verliess am 4. September Nachmittags 5 Uhr Heiligenblut,

¹⁾ Reiseskizzen aus den Alpen und Karpathen. Wien 1856. 8.

von wo aus der Weg eine Strecke abwärts bis zu einer Brücke über die Möll führte, die hier eigentlich noch den Namen des Pasterzenbaches trägt und durch die milchweiße Farbe ihres Wassers die hohe Abkunft, der sie sich rühmen kann, verräth. Die absolute Höhe des Thales beträgt an dieser Stelle etwa 4000 Fufs, dennoch wächst und gedeiht hier noch mit Vorthail Korn, wengleich es erst vor wenigen Wochen zur Reife kam. Nach drei Viertelstunden erhebt sich der Pfad links auf die felsigen und waldbedeckten Abhänge des Saukopfes, wo bald der schöne Göfßnitzfall zu Gesicht kommt, durch den der weiter oben liegende Göfßnitzgletscher seinen Wassertribut herab in das Thal der Möll schüttet. Schon fing es an zu dämmern, als die Gesellschaft etwa um 7 $\frac{1}{2}$ Uhr das Leiterthal erreichte, welches, am südlichen Abhänge des Glocknerkamms entspringend, sich in seinem Laufe in einem Bogen gegen Osten wendet und etwa anderthalb Stunden oberhalb Heiligenblut in das Möllthal mündet. Es liegt demnach mit Rücksicht auf den Glocknerkamm auf der, der Pasterze entgegengesetzten Seite. Die Besteigung des Großglockners ist jedoch nur auf dem Wege durch das Leiterthal möglich, da auf der Pasterzenseite die furchtbare Steilheit und Zerrissenheit der beiden Glocknergletscher jeden Versuch einer weiteren Annäherung an den Gipfel, als etwa der ebene Eisboden der Pasterze reicht, als eine Tollkühnheit erscheinen ließe. — Man betritt das Leiterthal weit oberhalb seiner Mündung und hier stellt es sich, besonders in der Richtung nach aufwärts, als eine Art Wolfsschlucht dar, in deren Tiefe der nicht unbedeutliche Leiterbach mit betäubendem Geräusche dahinbraust. Bald beginnt der verrufene Katzensteig, der wohl zur Nachtzeit etwas gefährlich ist, bei Tage aber einem an Hochgebirgspfaden auch nur halbwegs gewöhnten Bergsteiger keine erheblichen Schwierigkeiten darbietet. Der Pfad windet sich nämlich durch die steilen und rissigen Abhänge der linken Thalmwand empor, ist meistens sehr schmal, hie und da höchst steil und uneben, läuft nicht selten über glatte und stark geneigte Schieferblöcke und hat durchweg den oft 100 bis 200 Fufs tiefen Absturz gegen den Leiterbach zur Seite. Nach 4 $\frac{1}{2}$ Stunden erreichte man die Leiterhütte, die, 6240 Fufs über dem Meeresspiegel gelegen, neben einer steilen Felswand erbaut ist. Wer am folgenden Tage auf den Gipfel des Großglockners gelangen und Abends wieder in Heiligenblut eintreffen will, muß in dieser Hütte übernachten, die aber nur ein dürftiges und allen Winden zugängliches Obdach bietet.

Um 1 Uhr Morgens nahm die Gesellschaft das Frühstück ein und machte sich um 2 Uhr wiederum auf den Weg. Da der, zwar hoch am Himmel stehende Mond die Gegend nicht hinlänglich beleuchtete, so versahen sich die Führer mit Laternen, mit deren Hülfe es schnell über die Fortsetzung des Katzensteigs bergan ging. Die Nacht war empfindlich kalt und Reif bedeckte den Boden. Um 3 $\frac{1}{2}$ Uhr war das obere Ende des Leiterthals erreicht und die Wanderer befanden sich nun am Fufse einer gewaltigen Randmoräne, über die der dahinter liegende Leitergletscher, der eisbedeckte Glocknerkamm und der Glocknergipfel selbst, vom Monde bleich beleuchtet, herübersahen. Hier wurde einige Minuten geruht. Nach der ziemlich mühsamen Ueberkletterung der aus lockerem Schutt gebildeten Moräne betraten sie sofort den Leitergletscher, der, vom Glocknerkamme herabsteigend, die ganze obere Thalmulde zwischen der langen Wand rechts und den Abfällen des Kellerberges links in der Breite von einer Drittelmile bedeckt. Es

ist ein schöner secundärer Gletscher von nicht unbeträchtlicher Gröfse, der nicht weniger als acht Mittelmoränen besitzt.

Bei der geringen Neigung seiner Oberfläche war das Ueberschreiten selbst in der Firnregion mit nur geringer Mühe verbunden. Der Schnee war fest gefroren und knirschte unter den Füfsen. Klüften begegnete man nur selten, die dann leicht umgangen oder übersprungen wurden. Doch nun begann ein wundervolles Schauspiel. Schon früher beim Betreten des Leitergletschers zeigten sich gegen Sonnenaufgang die Vorboten des nahenden Tages; der Himmel hatte sich in jener Gegend zuerst mit einem schwachen Roth überzogen, welches nach und nach immer dunkler ward und später in ein tiefes, zart verlaufendes Gelb überging. Diese Färbung hatte eine bestimmte Grenze, die sie deutlich von dem dunkeln Azur des übrigen Himmelsraumes trennte und die Region des Lichts von der der Finsternifs schied. Diese Grenze, die sich am Himmel als ein grosfer Bogen projectirte, schritt nun rasch gegen Westen vor, verbreitete immer mehr Licht über die Erde, nahm aber immer mehr an Deutlichkeit ab, bis sie endlich ganz verschwand, und nun loderte plötzlich der Gipfel des Grogglockners, von den ersten Strahlen der Morgensonne beleuchtet, in dunkelrother Gluth auf. Vor dem azurnen Hintergrunde stehend, glich dieser Berg einem silbernen Obelisk mit rothglühender Spitze. Man befand sich jetzt in einer Höhe von 9000 Fufs. Gleich nach dem Grogglockner fing der hohe Schober, der höchste Gipfel des Göfssnitzgletschers, dann die Hohewarte und so nach und nach die näheren und ferneren Spitzen Kärnthens und Tirols zu glühen an. Interessant war der Blick auf dieses Labyrinth von Bergen, aus dem die von rosenrothem Lichte angeflogenen Spitzen deutlich hervortraten, während die Thaleinschnitte noch dunkelblaue Nacht bedeckte.

In den höheren Theilen des Leitergletschers wurde, der zunehmenden Steilheit wegen, das Besteigen etwas mühsamer. Die Bewegung geschah, die Zickzacks abgerechnet, in der Längenaxe des Gletschers, und um $5\frac{1}{2}$ Uhr ward der Fuß des Glocknerkammes unterhalb der hohen Warte erreicht. Dieser, der sich vom gegenwärtigen Standpunkte aus nur in seiner Erstreckung vom Glocknergipfel bis zum Kellerberge übersehen liefs, stürzt gegen die Leiterseite überall furchtbar steil ab und ist meist mit Eis und Hörnerschnee bedeckt; nur hie und da ragen kahle Klippen und dunkle senkrecht aufsteigende Felswände aus dieser weifsen Decke hervor. Zwei dieser Wände werden durch die hohe Warte und den Kellerberg gebildet, und durch die Kluft zwischen ihnen drängt sich, aus den obersten Firnlagen des Kammes entspringend, ein schmaler, unter einem Neigungswinkel von fast 40° herabsteigender Eistreifen hervor, der zu beiden Seiten von steilen Felsmauern eingeschlossen, einem erstarrten Wasserfalle gleicht und sich zuletzt in dem Firnmeere des Leitergletschers verliert. Dieser Hohlweg, dessen Höhe von dem weitklaffenden Schrunde bei seinem Ausgange bis zur Scharte ungefähr 300 Fufs betragen mag, bildet die einzige praktikable Verbindung mit dem Glocknerkamme. Es wurden nun die Steigeisen aufgeschnallt und in scharf abgobogenen Approchen an der Hand eines Führers aufgestiegen. Nicht blofs in der Steilheit sondern noch mehr in der Ebenheit und Glätte lag die Schwierigkeit des Weges. Um $6\frac{1}{2}$ Uhr war man am Kamm des Gebirges angelangt. — Von der Scharte biegt nun der Weg unter einem rechten Winkel gegen die linke Seite

ab und verläßt bis zum Glocknergipfel den mit compactem Schnee bedeckten Kamm nicht mehr. Nach einigen Minuten war die Höhenwarte, 9813 P. F. erreicht. Bald nachher schärft sich der Kamm zu einem schmalen, felsigen Grat zu, der nach beiden Seiten, sowohl gegen den Leitergletscher, wie gegen die Pasterze, so steil abfällt, daß hinabgeworfene Steine hier wie dort in gewaltigen Sprüngen bis auf den Boden des Thales hinabsetzen. Wild zerklüftete Eismassen bedecken die Abhänge nach beiden Richtungen und mahnen den eilenden Fufs an die drohende Gefahr. Doch ist der Weg bis zur Adlersruhe weder besonders mühsam, noch gefährlich. Die meist sanft abgedachten Flächen, mittelst welcher sich das Gebirge von Terrasse zu Terrasse erhebt, sind eher geeignet, den Muth des rüstigen Wanderers zu beleben, als ihn zu schwächen. Der Böschungswinkel bewegt sich zwischen 10 und 17 Graden: Hier erhob sich ein eiskalter, schneidender Nordost, der bald so heftig wurde, daß er die festgefrorenen Schneeflächen aufwühlte und den Schnee in die Luft emporhob. Endlich war die Adlersruhe erreicht, ein schmaler, aus Fels bestehender Absatz des Kammes 10,432 P. F. hoch, der letzte Ruhepunkt vor der Besteigung des eigentlichen Glocknergipfels. Dieser lag noch etwa 1800 Fufs hoch gleich einem Zuckerhute vor den Wandernern und schien seiner Steilheit wegen gar nicht besteigbar.

Von der Adlersruhe aufwärts gewinnt die Neigung des Abhanges sogleich das beträchtliche Maafs von 25 bis 30 Graden und dieser Böschungswinkel wächst sehr schnell, gleichzeitig wird der herabziehende Rücken schmaler, wodurch bald alle ausholenden Zickzacks aufhören und der Weg sich in einer graden Linie gegen die Spitze bewegt. Jetzt wurde auch das Steigen über die steinharte Schneefläche, das ihrer großen Neigung wegen sehr ermüdete, in hohem Grade beschwerlich; nach einer halben Stunde ward der Abhang aber so steil und die Gefahr des Ausgleitens so groß, daß die Art des Aufsteigens geändert werden muß. Jeder Passagier wird nämlich von seinem Führer an das Seil genommen, die Gesellschaft ordnet sich zu einer Reihencolonne, wobei der Führer vorangeht und der letzte ledige Führer sich an die Spitze setzt, um mit der Haue Stufen in die festen Eiswände zu graben. Auf diese Weise ging es nur langsam vorwärts.

Bald nachdem die Erbanung dieses Treppenwerkes ihren Anfang genommen, hatte sich der schmale Rücken über den man aufwärts stieg, zur Breite von einigen wenigen Schritten zugeschräpft, so daß man jetzt nach beiden Seiten den Blick in grauenvolle Tiefen frei hatte. Wer jetzt ausglitt oder mit den Füßen den Boden verlor, würde den zwischen 4 bis 5000 Fufs tiefen Abgrund hinabgestürzt sein. Freilich war das eine Ende des Strickes fest um den Körper geschlungen, während der Führer das andere um seinen linken Arm gewunden hatte, aber auch einer der Führer konnte ausgleiten und dann entweder mit seinem Seilgefährten allein oder mit noch anderen Personen, die er etwa im Sturze mit sich rifs, hinab in die Tiefe stürzen. Die Großartigkeit und Erhabenheit der Umgebung nahm die Aufmerksamkeit der Gesellschaft so in Anspruch, daß sie für Regungen der Furcht keine Zeit fand. Das Aufklimmen über die Eistreppe geschah ruckweise, in dem Maafse, als 6 bis 8 Stufen fertig wurden.

Jenseits der Mitte zwischen der Adlersruhe und dem Gipfel traf der Stufenpfad auf eine scharfe Schneekante, die von vorausgegangenen heftigen West-

winden erzeugt, von der Bergspitze gerade herabließ, sich dann nach rechts wendete und in der Tiefe verlor. Dieser Kante, die die Linie des geringsten Falles bezeichnete, folgte jetzt der Weg im Abstände von wenigen Zollen. Interessant war es anzusehen, wie die durch das Einhauen der Stufen losgelösten Schneeschollen erst mit rasender Geschwindigkeit vorüber fuhren und dann, je nachdem sie rechts oder links ausgeworfen wurden, entweder gegen die Pasterze oder gegen den Leitergletscher das Weite suchten. Hier wuchs die Steilheit des Weges mit jedem Schritte und erreichte endlich sogar das Maafs von 49 Graden. Zu den hieraus entspringenden mechanischen Schwierigkeiten des Aufsteigens gesellte sich nun auch in immer steigendem Maasse ein Druck auf die Brust, der das Blut zum Kopfe trieb und Kopfschmerzen erzeugte. Die dünne Luft dieser zwölfthalbtausend Fufs überschreitenden Höhe genügte während der Bewegung dem Bedürfniss der Lungen nicht mehr und es trat keuchende Respiration ein, dabei Eingenommenheit des Kopfes mit Neigung zum Schlafen und Brechen. Hierzu kam nun jetzt drückende Hitze, indem die von der glänzenden Schneefläche reflectirten Sonnenstrahlen mit einer stauenerregenden Kraft wirkten. Nach zweistündigen Mühen seit dem Aufbruche von der Adlersruhe war um 11 Uhr der erste oder niedrigere Gipfel des Großglockners betreten, der blofs eine nach der Steilheit der beiden Seitenwände zugespitzte Schneescheide war. Die Führer gruben hier eine Art Kanapee in den Schnee, auf dem ungefähr eine halbe Stunde lang ausgeruht ward, bis die Führer alles zum Uebergang auf den höhern Gipfel Nöthige vorbereitet hatten, wobei auch sie sich gegenseitig zusammenbanden.

Die Gesellschaft safs mit dem Gesichte gegen die Sonne, die glühende Strahlen herabsandte. Die Schneewand schofs zu ihren Füfsen so steil in die Tiefe, dafs die Bergstöcke in den durch die Sonnenwärme unterdefts etwas aufgelockerten Boden nur dann sicher eingerammt werden konnten, wenn sie oben vom Leibe entfernt wurden, um ihre Richtung mit der Ebene des Abhangs in den erforderlichen Winkel zu versetzen. Das Thermometer zeigte in der Sonne nicht weniger als $+23^{\circ}$ R., seit der Adlersruhe, wo die Temperatur -3° betrug, hatte also eine Differenz von 26° stattgefunden. Im Schatten sank das Thermometer dagegen auf $+6\frac{1}{2}^{\circ}$, so dafs zwischen der Temperatur in der Sonne und im Schatten eine Differenz von $16\frac{1}{2}^{\circ}$ stattfand. Die Höhe des Gipfels beträgt 12,088 P. F.

Der Uebergang zum höhern Gipfel geschah einzelweise, da jetzt jeder gegen vorne wie gegen rückwärts in's Seil genommen wurde und daher zwei Führer bedurfte. Vom Kanapee aus führte der Weg längs der, etwa 50 bis 60 Fufs langen Schneeschneide des Gipfels, auf einem Pfade weiter, dessen Breite die einer Handfläche kaum übertraf und von den Führern mit der Haue in die Schneewand eingerissen worden war. Die Gipfelschneide lag zur Rechten, um 3 bis 4 Fufs höher als der Fufssteig und konnte als Geländer dienen; der fest dagegen gestemmte Bergstock durchstiefs diese dünne Schneekante, so dafs man durch die Oeffnung den jenseits in der Tiefe liegenden Pasterzengletscher erblicken konnte. Am jenseitigen Ende des Gipfels angelangt, setzte der Weg auf die nördliche oder Pasterzenseite über und senkte sich jetzt, immer längs der in ihrer Schärfe sich gleichbleibenden Schneescheide hinführend, in fast senkrechtem Absturze zu jenem Sattel herab, durch welchen beide Gipfel mit einander zusammenhängen. Hier mußte man sich umkehren, wie beim Herabklettern über eine

Leiter, ein Führer schritt einige Stufen voraus hinab, indefs der auf dem Gipfel zurückbleibende zweite sich mit den Füßen und Knien fest in den Schnee ein grub, da die Sicherheit des Hinabsteigenden meist von der Festigkeit des oberen Seiles abhing. Mit dem einen Fusse in der oberen Stufe stehend, mußte man mit dem anderen die nächste Stufe suchen; da aber bei der großen Steilheit des Abhangs die Stufen nur sehr weit von einander entfernt angelegt werden konnten, da sie sonst im Schnee leicht durchgetreten worden wären, so war die nächsttiefere Stufe nur dadurch zu erreichen, daß der obere Fuß seine Stufe verließ und der Körper am Seile hängend, langsam hinabglitt, wobei der untere Führer den Fuß ergriff und ihn vorsichtig in die gesuchte Stufe einsetzte. Solcher Stufen gab es sechs bis acht. Das Absteigen über diese vertikale, lockere und nicht mehr als Fußbreite Treppe, die über einem Abgrunde von 5000 Fuß Tiefe hing wird gewiß von dem kühnsten Bergbesteiger als ein nicht zu verachtendes Muthproböchen willig anerkannt werden und dennoch erschien es lange nicht so grauenvoll, als die kurze Passage über den Sattel selbst. Hier sah man sich auf einer durch Felsen gebildeten und von etwas Schnee gebedneten, 4 bis 6 Zoll breiten Schneide, mit Felswänden von so entsetzlicher Steilheit zu beiden Seiten, daß sich die Hände, die keinen greifbaren Gegenstand in ihrer Nähe fanden, unwillkürlich dem Boden näherten, um den Schwerpunkt des Körpers tiefer zu stellen. Zum Glück betrug die Länge dieses Sattels nur höchstens 36 Fuß, er war in wenigen Augenblicken überschritten. Nach solchen Gefahren war das Erklimmen des noch etwa 120 Fuß über dem Sattel sich erhebenden eigentlichen Glocknergipfels, ungeachtet seiner Steilheit, nur ein Spiel. Nach 14stündigem Marsche von Heiligenblut aus ward derselbe um 12 Uhr Mittags erreicht.

Die Aussicht, die sich hier darbot, gehörte zu den großartigsten. Da der Großglockner in seiner dominirenden Stellung durch keinen andern nahestehenden, gleich hohen oder höhern Berg beeinträchtigt wird, so ist die Rundsicht vollkommen und umfaßt ein so weites Gebiet, wie es vielleicht in Europa nur von der Spitze des Montblanc und Monte Rosa in gleichem oder größerem Umfange überblickt werden kanu. Der Tag war rein, wie ein Diamant; nirgends war auch nur das kleinste Wölkchen oder ein Nebel sichtbar und die Luft war so frei von Dünsten, daß sich die größten Fernen, ja selbst die Ebenen des südlichen Deutschland in vollkommener Klarheit übersehen ließen.

Der Berichtstatter versucht es die Grenzen des übersehbaren natürlichen Horizonts zu bezeichnen, so weit dies mit Hülfe eines nicht sehr guten Fernrohrs möglich gewesen.

Am nächsten lag diese Grenze gegen Süden, wo der hohe Bergwall der karnischen Alpen die dahinter liegende venetianische Tiefebene den Blicken entzog. Vom Terglou sah man den ganzen Bergzug dieser Alpen mit allen ihren Spitzen: den großen Mannhart bei Tarvis, den Kreuzberg und die Cima grande im Gailthal u. a. m. Kurz vor der Ankunft auf dem niedrigeren Gipfel des Großglockners schien es dem Erzähler, als wenn er durch eine tiefere Einsattelung dieses Gebirges, eine oben durch eine horizontale Linie abgeschnittene Wasserfläche blitzen sähe, die er für den Spicgel des adriatischen Meeres hielt. Auf dem höheren Gipfel war dieser Glanz, selbst mit Hülfe des Fernrohrs nicht zu erkennen, so daß er die frühere Wahrnehmung für Täuschung hielt. Doch

wollen auch Andere vom Glocknergipfel das adriatische Meer erblickt haben und der Grund des späteren Verschwindens scheint in dem verschiedenen Brechungswinkel der Luftstrahlen durch die am Horizonte lagernden Dünste zu liegen.

Etwas weiter nach Westen zeigt sich die Vedretta marmolata mit ihrem Gletscher und nebenbei die weißen Zacken des Schlerns und die übrigen Dolomitberge bei Botzen. Jenseits dieser Höhen sah man noch andere Gebirgszüge in unbestimmter Anzahl, von denen der äußerste der des Monte Baldo bei Verona gewesen zu sein scheint. Nun folgte die Gletschergruppe des Monte Adamello und der Vedretta di Caresallo, an der Grenze zwischen Südtirol und der Delegation Brescia und dann in noch mehr westlicher Richtung das System des Orles mit seinen weit ausgedehnten Eisfeldern. Zwischen dem letztgenannten Gebirgszuge und den Gletschern des Oetzthales erblickte man in weiter Entfernung eine langgestreckte Reihe schneebedeckter Berge, die Kette der Iepontinischen Alpen mit der Bernina und dem Monte delle Disgrazie.

Das mächtige Gletschersystem des Oetzthales stand mit der Stellung des eben genannten Alpenzuges verglichen, so nahe, dafs es für die Fernsicht fast wie ein Hindernifs erschien. Nur die hervorragendsten Spitzen: der Similauen, die Weifskugel und die Wildspitze waren leicht zu erkennen. Rechts lag in noch gröfserer Nähe die Gruppe der Stubaier-Fernen.

In der Linie der Stubaigletscher, aber weit jenseits derselben, konnte man mit Hilfe des Fernrohrs noch deutlich jenen mächtigen, eisbedeckten Bergkamm erblicken, längs welches die Grenze zwischen Vorarlberg und Graubündten hinzieht. Der Albuinkopf, die Rad-, Litzner-, und Strohfttnerspitze und die Scesaplana sind seine höchsten Gipfel.

In nordwestlicher Richtung verlor sich der Blick endlos in das württembergische Hügelland und die bairische Hochebene. Gegen Norden erblickte man den Böhmerwald und das böhmisch-mährische Grenzgebirge und weiter östlich die kleinen Karpathen. Gegen Osten konnte der Blick mit Sicherheit den ganzen Zug der norischen Alpen verfolgen, dasselbe war der Fall bei den steyrischen Gebirgen, jenseits welcher die Ebene des westlichen Ungarns als eine grade Linie den Gesichtskreis auf dieser Seite abschlofs.

Innerhalb dieses ungeheuren Kreises stand nun Berg an Berg, gleich den Riesenwogen eines inmitten seiner wildesten Empörung plötzlich stargewordenen Occans. Ohne grofse Mühe liefsen sich aber die Depressionen des Drau- und Pusterthales, des Vintschgaues, des Wipp-, Inn- und Zillerthales, des Pinzgaues u. A. erkennen. In die naheliegenden kleinen Thäler aber, z. B. das obere Müllthal, das Leiter-, Kalser-, Isel-, Wiegen- und Teffereggenthal konnte man fast so hineinsehen, wie von einem Kirchthurm in die umliegenden Strafsen der Stadt.

War dieses Rundbild in seiner Totalität von fast sinnverwirrender Grofsartigkeit, so war dafür manches Detail unendlich schön und reizend. Gegen Norden lag in der Tiefe der herrliche Pasterzengletscher, $\frac{3}{4}$ deutsche Meilen lang. Ihn überragte hochthronend das Wiesbachhorn und schien von hier aus fast mit den Händen greifbar. Rechts hin strich die östliche Hälfte der Tauernkette; südwärts glänzten unter den blendenden Reflexen des Sonnenlichts die breiten Schneefelder der nachbarlichen Göstnitz. In westlicher Richtung begegnete das Auge zunächst einer weitausgedehnten Eisfläche, aus welcher die schöne weifse

Pyramide des Sulzbacher Venedigers 11,400 Fufs hoch, mächtig emporstieg. Ihr zur Seite doch etwas mehr rückwärts, erhob die Dreiherrnspitze ihren Silber-scheitel, hinter der sich die Gletscherzeilen des Zillerthales grosentheils verbar-gen. In etwas nach Süden abweichender Richtung hob sich nebenan die kleine Fernergruppe von Antholz in Tyrol klar und kräftig aus der blauunschatteten Masse der übrigen Berge hervor.

Gegen das blendende Weiss der Schneeberge und das düstere Grau der Fel-sen bot das helle Grün der nahen Thäler einen freundlichen Gegensatz.

Je länger die Gesellschaft auf dem Gipfel verweilte, desto mehr veränderte sich das Aussehen des Himmels. Seine schöne dunkle Farbe hatte sich in ein tiefes Schwarzblau verwandelt, dessen Ton mit der Farbe von dunkelangelauferem Stahl einige Aehnlichkeit zeigte. Noch deutlicher trat dieses unheimliche Colorit hervor, als sie rückkehrend die Adlersruhe wieder erreicht hatten. Der weifs-strahlende Gipfel schien vor dem dunklen, fast grünblauen Himmel von einem röthlichen, fremdartigen, magischen Lichte beleuchtet.

Der Gipfel selbst stellt sich von der niedrigeren Spitze angesehen als ein schlankes, etwas gegen Norden geneigtes, scharf zugespitztes Horn dar, auf dessen unebenem, felsigen Rücken höchstens zwölf Personen sichere Ruheplätze finden. Die Felsart, aus der er besteht, ist dunkelgrüner Chloritschiefer. Nach der baro-metrischen Messung der Gebrüder Schlagintweit, beträgt seine absolute Höhe 12,158 P. Fufs.

Nach anderthalbstündigem Aufenthalte wurde der Rückweg angetreten, wobei die Scharte zwischen den beiden Spitzen dieselben Schwierigkeiten, wie bei der Besteigung, darbot, die Abfahrt über die steile Schneefläche bis zur Adlersruhe aber leichter von Statten ging; sie war nach einer Stunde erreicht. Unangenehm war jetzt das Ueberschreiten des Leiterfirns, in den sich die Füfse tief eingruben. Um 7 Uhr Abends nach 37 stündiger Abwesenheit und einem 25 stündigen Marsche traf die Gesellschaft wieder in Heiligenblut ein.

H.

Die Regentschaft Tripolis.

Unter dem Titel: „*Notice statistique et commerciale sur la Régence de Tripoli de Barbarie. La Haye 1856*“ hat Herr E. Testa, niederländischer Consul in Tripolis, eine kleine Abhandlung über die Productionsfähigkeit und die commer-ciellen Verhältnisse dieses Paschaliks veröffentlicht, mit denen ihn ein zehnjähri-ger Aufenthalt im Lande bekannt gemacht hat. Wir heben aus der in mancher Beziehung lehrreichen Schrift folgende Angaben hervor.

Das Paschalik Tripolis zerfällt in die 4 Sandjaks Fezzan, Benghazi, Mesu-rata und Ghadâmes, von denen jedes unter einem Kaimakan steht; die von Fez-zan und Ghadâmes führen den Titel Pascha. Das Stadtgebiet von Tripolis be-findet sich unter der unmittelbaren Aufsicht des Generalgouverneurs. Bis zum Jahre 1835 herrschten über die Regentschaft erbliche Pascha's aus dem arabischen Fürstenhause der Caramanli; seitdem hat die hohe Pforte, nicht zum Vortheil

des Landes, nicht weniger als 11 Generalgouverneurs hingeschickt, von denen die ersten nur ein Jahr ihr Amt verwalteten; da sie anfangs nicht einmal ihre Frauen mitnehmen durften — diese blieben als Unterpfand der Treue in Constantinopel — betrachteten sie selbst ihre Stellung als eine vorübergehende und suchten das Land zu ihrem eigenen Vortheile möglichst auszubeuten.

Die Einkünfte des Paschaliks genügten nicht blofs zur Bestreitung der Verwaltungskosten und zur Unterhaltung des etwa 10,000 Mann starken Heeres, sondern ergaben einen Ueberschufs, von dem man in guten Jahren bis 4000 Börsen (434,780 Fres.) nach Constantinopel senden konnte. Bei dem Beginn des Krieges gegen Rußland hat das Land eine auferordentliche Abgabe von mehr als $2\frac{1}{2}$ Millionen Francs aufgebracht. Diese Einnahmen stammen zum Theil aus directen Abgaben, nämlich dem Zehnten von allen Bodenproducten, dem Tribut nomadisirender Stämme, der Judensteuer, die *en bloc* ausgeschrieben und von dem Grofs-Rabbiner auf seine Glaubensgenossen vertheilt wird, endlich einer sehr culturschädlichen Abgabe von $2\frac{1}{2}$ Piaster Constant. auf jeden Oel- oder Dattelbaum, 20 Piaster auf jedes Stück Hornvieh, und 40 Piaster auf je ein Kameel, 10 Schafe oder 20 Ziegen. Dafs viele Personen, um der letztern Abgabe zu entgehen, ihre Heerden über die Grenze schicken, und andere die ältern, aber noch tragfähigen Fruchtbäume umhauen, ist nicht zu verwundern; damit das Land nicht ganz veröde, haben einige aufgeklärte Pascha's die jungen Bäume auf 3 bis 4 Jahre für steuerfrei erklärt; aber die Wirkung dieser Abgabe erkennt man deutlich darin, dafs die Umgegend von Tripolis, wo die Steuer nicht existirt, sondern jeder Garten oder — nach dem dortigen Sprachgebrauch — jeder Brunnen für kriegerische Zeiten einen vollständig ausgerüsteten Reiter stellen mufs, Garten an Garten aufweist, während andere nicht minder fruchtbare Striche verhältnismäfsig öde sind. Die indirecten Steuern fliefsen aus der Verpachtung der Zölle (5 Proc. für eingehende, 12 Proc. für ausgehende Waaren) und Monopole. Zu den letzteren gehört die Brennerei und Destillation, die Fischerei (8 Proc. von den zu Markte gebrachten Fischen), der Tabacksverkauf und einige andere etwas seltsame Monopole. So verpachtet die Regierung die Abgaben von Gold- und Silbergeräthschaften, die nicht verkauft werden dürfen, wenn sie nicht von dem Pächter der Abgabe gestempelt, gewogen und mit einer Gewichtsangabe versehen sind; wer dagegen handelt, empfängt die Bastonnade; für die Stempelung erhält der Pächter $12\frac{1}{2}$, und für das Wiegen 20 bis 25 Para's von der Unze. Ferner müssen alle zum Verkauf bestimmte Waaren öffentlich gewogen werden; der Pächter dieser Waage empfängt für ein Kilogramm einen Para. Auch die Lieferung von Fleisch für das Militär wird verpachtet, und der Pächter erhält das Recht, von den einzelnen Schlächtern für jeden Hammel $2\frac{1}{2}$ Piaster, für jedes Stück Hornvieh je nach der Gröfse 10 bis $17\frac{1}{2}$ Piaster einzuziehen. Endlich wird auch der Strafsenboth verpachtet. In dem türkischen Jahre von 1851 zu 1852 betrug die Pacht der Zölle 915,000 Piaster, die Fleischpacht 120,000 P., die Pacht der Abgaben von Gold und Silber 105,000 P., die der Brennerei 90,000 P., die des Tabacksverkaufs 60,000 P., die der öffentlichen Wage 50,000 P., die der Fischerei 7000 P., die des Strafsenboths 5000 P., — im Ganzen also 1,352,000 Piaster. Bis zu jenem Jahre war der Ertrag der Pacht fortwährend im Steigen begriffen, seit demselben hat er abgenommen.

Der fruchtbarste Theil des Landes ist derjenige, der westlich vom Golf von Sidra liegt. Hier gedeihen namentlich in der Umgegend von Tripolis sämmtliche Südfrüchte, die Wassermelone, der Krapp, die Baumwollenstaude; der beste Wein wird bei Selin, unweit Mesurata, gewonnen; dagegen degeneriren die Obstarten des mittlern Europa schon nach wenigen Jahren, und nur bei Mesurata sollen Aepfel fortkommen. Selbst für die sogenannten Südfrüchte ist die Verbreitungssphäre nach Süden sehr eingeengt: Orangen, Citronen, Pistacien, Johannisbrotbäume findet man schon jenseits des Ghariän nicht mehr; den Oelbaum nur bis zu dem dattelreichen Thal der Beni Olid, den Maulbeerbaum bis Sukna an der Grenze von Fezzan. Bei Murzuk gedeihen noch Granaten, Datteln, Feigen, Mandeln und Wein. Von Getreidearten baut man Weizen und Gerste, die auf gutem Boden staudenartig wachsen, obgleich man nur 2 bis 3 Zoll tief pflügt und nie düngt; nach zwei oder drei Ernten läßt man das Land brach.

Den Werth der Ausfuhr kann man in guten Jahren auf 7 bis 8 Mill., den der Einfuhr auf 3 bis 4 Mill. Francs veranschlagen, von denen fast drei Viertel auf den Hafen von Tripolis fallen. Für den innerafrikanischen Handel von Bornu und dem Sudan ist Tripolis der natürliche Seehafen. Hauptgegenstände der Ausfuhr und ihr Werth im türkischen Jahre 1851 — 1852 waren: Weizen 2,700,000 Frcs., Oel 700,000 Frcs., Gerste 500,000 Frcs., Zähne von Elephanten, Rhinoceros, Hippopotamus 450,000 Frcs., Sklaven 300,000 Frcs., Wolle 280,000 Frcs., Goldstaub 240,000 Frcs., Vieh 150,000 Frcs. Dem Sklavenhandel ist jetzt bekanntlich der Weg über Tripolis abgeschnitten.

Der Nationalität nach sind die in den Hafen von Tripolis einlaufenden Schiffe meistens türkische. So befanden sich unter den 370 im Jahre 1851 eingelaufenen Fahrzeugen 271 türkische, nur 41 italiänische, 30 englische, 12 griechische, 8 französische; im Jahre 1852 unter 394 Fahrzeugen 287 türkische, 36 italiänische, 41 englische, 8 griechische, 7 französische; die andern Flaggen sind noch sparsamer vertreten.

Der Hauptstadt Tripolis giebt Herr Testa nur eine Bevölkerung von 10,000 Einwohnern, von denen die Hälfte aus Muhamedanern besteht; neben ihnen leben 3000 Juden und 2000 Christen. Nächst Tripolis ist Bengehazi, welches mit Einschluss der Bevölkerung der nächsten Umgebung ebenfalls 10,000 Bewohner zählen soll, der wichtigste Hafen; seine Ausfuhr, bei der Wolle und Gerste die Hanptrolle spielen, erreicht in guten Jahren den Werth von 1 Mill. Francs. Ghadâmes (angeblich auch mit 10,000 Einw.) steht in dem Ruf, die reichsten Kaufleute zu besitzen; die dortigen Handelsherrn senden ihre Karavanen tief in das Innere Afrika's, bis Timbuctu. Die Bevölkerung von Murzuk beläuft sich mit Einschluss einer Garnison von 430 Mann nur auf 2000 Seelen; alljährlich kommt hier eine große Karavane aus Bornu und dem türkischen Sudan an, und Fezzan exportirt Elfenbein, Rindshäute, Ziegenfelle, Straußenfedern, Wachs und Gummi. Seit einigen Jahren hat die von dem englischen Vice-Consul, Herrn Gagliuffi, eingeführte Cultur des Gummibaumes in Fezzan bedeutende Ausdehnung gewonnen.

Glänzende Zukunft der Wüste Sahara.

Dafs auch die Wüste Sahara, die „so braun und dürr, so braun und dürr,“ einen enthusiastischen Liebhaber finden könnte, wird sicherlich Niemand glauben wollen. Und dennoch ist das Factum durch eine Druckschrift: „*The North African Colonization Company and Association of Planters, Miners and Merchant Traders*“ aufser allen Zweifel gestellt. Ein Sohn Albions, Herr Charles Boyd, Surrey, begeistert sich darin zu einer Apostrophe, die an Gluth nur von der Gluth der Wüste selbst übertroffen werden kann, und zu einem farbenreichen Gemälde, das an Reiz alle Leistungen der Wüstenspiegelung weit hinter sich zurückkläfst. Er will eine Compagnie begründen, um die 3 Mill. englische Quadratmeilen grofse Wüste Sahara zu cultiviren, — ein Ländergebiet, das, wie er versichert, in kurzer Frist zu einem der reizendsten Theile des Erdballs umgeschaffen werden und dem Welthandel einen unbegrenzten Zuschufs an Getreide, Baumwolle, Thee, Kaffee, Zucker, Taback, Reis, Gewürzen und Früchten darbieten kann, und das in seinen mineralischen Schätzen an Eisen und Kupfer, an Goldstaub, Natron und Salz eine unerschöpfliche Fundgrube des Wohlstandes enthält. Verdrießlich ist es allerdings, dafs von jenen Herrlichkeiten dort noch Nichts wächst, aber durchaus nicht störend. Denn „es ist klar,“ sagt Herr Boyd, — und wer möchte ihm darin widersprechen? — „dafs die Sahara, wenn sie mit Flüssen und einer angemessenen Vegetation ausgestattet wäre, nicht länger eine nackte Wüste sein würde.“ Und Nichts ist leichter, als ihre diese Mitgift zu verschaffen und ihr auch, Herrn Dove zum Trotz, zu reichlichen Regengüssen während des ganzen Jahres zu verhelfen. Man darf nämlich nur nach einem vorher festgestellten Plane den Anbau von den Grenzen allmählich nach dem Innern tragen, mit Pflanzungen am Rande der Wüste beginnen, dieselben künstlich bewässern, sie durch Dämme vor dem Flugsande schützen, und wenn man weiter vorschreitet, durch Cänale und Aquäducte eine genügende Wasserfülle nach dem Innern leiten; mit dem zunehmenden Anbau wird sich auch das Klima bessern, die Luft wird feuchter werden, und statt periodischer Regengüsse, denen eine ertödtende Dürre folgt, werden sich zu allen Jahreszeiten regelmäfsige Niederschläge einstellen. „Fragt man, woher man das Wasser ableiten soll, so antworte ich: vom See Tschad, durch einen Canal oder Aquäduct; von Bilma, wo eine Quelle von wunderschönem klaren Wasser existirt, die ein Gebiet von 300 Yards im Umkreise bewässert“, — wo also schon ein erheblicher Theil der 3 Mill. Quadratmeilen culturfähig ist; „vom Flusse Senegal; von den Quellen der Oase Tuat und den zahllosen Bächen am Nordrande der Wüste u. s. f.“ Hat man auf diese Weise einen Humusboden geschaffen, das Klima verbessert, Regen und Sonnenschein zur Raison gebracht, so „haben wir ein Reich gegründet, das alle jetzt existirenden übertrifft, das durch seine geringe Entfernung von England, wie durch die Mannichfaltigkeit seiner Producte Indien, Amerika, China und Brasilien in den Schatten stellen und England binsicthlich seines Bedarfs von der übrigen Welt ganz unabhängig machen wird.“

Nichts ist so thöricht, dafs man daraus nicht Etwas lernen könnte. Man sieht, die Forschungen in Central-Afrika finden einen Wiederhall in den Phantasien eines Mannes, der am Baumwollenfieber und ähnlichen Krankheiten leidet.

Dafs sie in England auch dem gesunden Unternehmungsgeist, dieser rastlos wirkenden Triebfeder nationaler Gröfse, neuen Schwung gegeben haben, zeigt Macgregor Laird's neue Niger-Expedition, über die wir bereits (N. F. II., S. 185) berichtet haben. Ob wohl auch in Deutschland speculative Köpfe Barth's Reisewerk in der Absicht lesen mögen, um zu sehen, ob und wie sich die neu erschlossenen Gebiete im Interesse der Cultur und des Handelsverkehrs verwerthen liefsen? Oder regt sich der Deutsche erst dann, wenn ihn die Luft des Heimathslandes nicht mehr umweht?

— n.

Californien und das Gebiet des Amur.

Californischen Blättern zufolge hat die colonisirende Thätigkeit, welche die russische Regierung den Gebieten am untern Amur widmet, auch den Unternehmungsgeist in San Francisco, der sich des pacifischen Handels nach allen Richtungen zu bemeistern sucht, auf jene bisher so wenig beachtete Ländereien gelenkt. Ein Deutscher, Otto Esche, der sich schon seit längerer Zeit über die materiellen Hilfsquellen jener Landschaften zu unterrichten gesucht und auf einer Reise in Europa den Großfürsten Constantin für die Herstellung eines regelmäßigen Handelsverkehrs zwischen Californien und dem Amurlande zu interessiren gewußt hat, ist in diesem Jahre von San Francisco mit der Clipperbark Oskar in See gegangen, um nicht nur eine Ladung von Producten, sondern auch Maschinen (Sägemühlen, Dampfmaschinen u. s. f.) nach Nikolajewsk zu führen und durch einen Colonisations-Versuch die Hilfsquellen jener Gegend flüssig zu machen. Ihn begleitet unter Andern ein erfahrener Kaufmann, Herr Jacobi, hauptsächlich zu dem Zweck, statistisches und geographisches Material und in ethnographischer Hinsicht solche Information zu sammeln, die für die Entwicklung der Cultur- und Verkehrsverhältnisse des wichtigen Flußgebietes von Belang sein könnte. Diese Männer werden also, wahre Pioniere der Cultur, dem Handel einen neuen Weg eröffnen, und wir zweifeln nicht daran, dafs auch die geographische Wissenschaft ihnen und dem fortan sich schneller entwickelnden Handelsverkehr vielseitige Berichte über die physische Beschaffenheit jener Länder und über die Sitten und Bedürfnisse ihrer Einwohner zu danken haben wird. Unsere Theilnahme und unsere Wünsche für das Gedeihen der Expedition werden wesentlich durch den Umstand erhöht, dafs es Deutsche sind, die in dem fernen Lande eine Thätigkeit und Umsicht entwickeln, wie sie der Heimath als ein nachahmungswerthes Beispiel empfohlen zu werden verdient.

— n.

Ueber die Namen der Küstengebiete in den vereinigten Staaten von Nordamerika.

Nach Dr. J. G. Kohl.

Die Leser der Zeitschrift haben durch Herrn Professor Ritter schon vor einiger Zeit (N. F. Bd. I., S. 444) Nachricht von den umfassenden Forschungen erhalten, welche unser geehrter Landsmann, Herr Dr. Kohl, der Entdeckungs-

geschichte und Hydrographie der Vereinigten Staaten gewidmet hat. Es ist dabei hervorgehoben, dafs Dr. Kohl auch die Entstehung und Geschichte der geographischen Namen namentlich der Küstenlandschaften und ihrer Gewässer in den Kreis seiner Untersuchungen gezogen und bei dieser Gelegenheit ebenso interessante wie schwierige Fragen erörtert hat. Denn „Namen,“ sagt er mit Recht, „entstehen über Nacht, wie Sitten, Gewohnheiten und Märchen, und ihre Geschichte ist von den Zeitgenossen selten verzeichnet. Nur ganz ausnahmsweise berichten die Annalisten, aus welchem Grunde, bei welcher Gelegenheit und zu welcher Zeit dieser oder jener Name entstand, weshalb er verändert wurde oder in Vergessenheit gerieth. . . In vielen Fällen geben uns die historischen Erinnerungen und Documente gar keinen Anhaltspunkt; blofse Vermuthungen müssen Platz greifen und manche Fragen ganz unbeantwortet bleiben. Unwissenheit, Mißverständniß, zuweilen ein übelangebrachter Scherz, vorzüglich aber die allen Nationen eigene Neigung, die Aussprache fremder Worte ihrer eigenen Zunge zum täglichen Gebrauch auf bequeme Weise anzupassen, haben mit den geographischen Namen ein grausames Spiel getrieben und sie oft dermaßen entstellt, dafs ihr Ursprung ebenso schwer aufzufinden ist, wie die verrotteten Wurzeln eines unter einem Haufen von Moos, Staub und Steinen begrabenen Baumstumpfs.“ Ueber dieses schwierige Thema hat nun Dr. Kohl in dem zu Washington erscheinenden National-Intelligencer mehrere Abhandlungen veröffentlicht, die er seinem dreibändigen, noch nicht publicirten Werke über die Geschichte der Entdeckung und Erforschung und die Hydrographie der Küsten der Vereinigten Staaten entlehnt. Wir versuchen, in Folgenden die Resultate seiner Untersuchungen kurz zusammen zu fassen.

Maine. — Sebastian Cabot scheint den von ihm entdeckten Küsten der Vereinigten Staaten keinen Namen beigelegt zu haben. Von biscayischen Fischern wurde Neufundland, die benachbarten Gegenden und ein großer Theil des Küstenstrichs, speciell auch die Küste von Maine, *Baccalaos* genannt, d. i. das Stockfischland; und auch einige alte Karten zeigen diesen Namen. Spanische Karten dagegen benennen diesen Strich *Tierra de Gomez*, nach dem spanischen Seefahrer Gomez, der im Jahre 1525 die Küste nördlich vom C. Cod untersuchte. Diese Benennung gerieth bald in Vergessenheit; in der zweiten Hälfte des 16ten und am Anfange des folgenden Jahrhunderts heifst das Land auf allen Karten *Norumbec* (*Norubec*, *Norombec*, *Arambec*, *Norumberge*, *Norumberque*, *Norimbequa*), — nach der Endsilbe, die auch in Quebec, Kennebec u. a. Namen erscheint, zu schließeln, ein indianisches Wort, welches ursprünglich der Name eines Flusses, vermuthlich eines Zuflusses des Penobscot-Bay, gewesen sein soll. Dieser Name kommt noch auf den Karten von 1640 und 1650 vor, aber auf französischen waren schon am Anfange dieses Jahrhunderts die Namen *Côte des Etchemins* und *Côte des Almouchiquois* aufgetaucht, der erstere für den Strich zwischen der Fundy- und Penobscot-Bai, der letztere für die südlichere Küste bis zum C. Cod, beide von Indianerstämmen hergeleitet, die durch französische Geographen schon früher bekannt geworden waren. Auf denselben Karten bildet das jetzige Maine einen Theil von Neu-Frankreich oder Acadia, während die Engländer, nach dem Jahre 1584, den ganzen östlichen Küstenstrich der Vereinigten Staaten *Virginia* nannten und ihn in Nord- und Süd-Virginia theilten, — eine Benennung, die

durch das königl. Patent von 1606, über die beiden Virginia-Compagnien, die offizielle wurde. Nord-Virginia erstreckte sich südwärts bis 40° N. Br., und wurde, nach den ersten Ansiedelungsversuchen auch „die nördlichen Pflanzungen,“ die „Zweite“ oder „Plymouth-Colonie“ genannt. Der Name *Neu-England* stammt aus dem J. 1616 und rührt von Capt. John Smith her, der ihn wählte, um den Gegensatz zu Neu-Frankreich auszudrücken, und zu dem von Drake benannten Neu-Albion an der Küste des Stillen Oceans, unter derselben Breite, eine analoge Benennung zu gewinnen. Im J. 1636 erhielt der Strich zwischen den Flüssen Piscataqua und Kennebec von Sir F. Gorges nach der Grafschaft, in der er geboren, den Namen *New Somersetshire*, der auf einigen Karten auch neben dem Namen Maine und als identisch mit ihm erscheint; nach dem Namen eines kleinern Districts wurde das ganze Gebiet auch wohl die „Provinz *Locana*,“ von den Ansiedlern selbst schlechtweg auch die „Ostküste“ oder das „Ostland“ genannt. Der Name *Maine* tritt zuerst 1639 auf, als Karl I. das Land zwischen Piscataqua und Sagadahoc, welches er Sir F. Gorges garantierte, auf diese Weise umtaufte, „angeblich zu Ehren der Königin, einer französischen Princessin, zu deren Privatbesitzungen die Provinz Maine in Frankreich gehörte.“ Dies ist die verbreitetste Erklärung; und dennoch ist sie sehr zweifelhaft, da es nicht erwiesen ist, daß Henriette Marie überhaupt in Maine besondere Rechte besessen hat. Herr Kohl macht darauf aufmerksam, daß der Name des Staats in alten Documenten sehr gewöhnlich *Main* oder *Mayn* geschrieben ist, ganz im Einklang mit der Bemerkung eines alten Schriftstellers, daß der Name um ein e kürzer sei, als der der französischen Provinz; und er hält es nicht für unwahrscheinlich, daß Main und Mainland eben nur das Hauptland, den Continent bezeichnen sollte, im Gegensatz zu den zahlreichen Küsteneilanden, auf denen sich die meisten Fischerei-Niederlassungen der Engländer befanden. Von hier aus fuhren die Fischer „to the Main,“ um mit den Indianern zu handeln; in ihren Reiseberichten finden sich viele Anspielungen darauf; und es ist nicht unmöglich, daß sie die gegenüberliegende Küste schlechtweg Mainland nannten, wie die Bewohner der Antillen die Nordküste Süd-Amerikas schlechtweg als *Costa firma* oder *Tierra firma* bezeichnen. Die Ostgrenze von Maine war ursprünglich die Penobscot-Bai; später wurde sie bis zum St. Croix hinausgerückt.

New Hampshire. John Mason, einer der ersten hervorragenden Ansiedler in dieser Gegend, war mit F. Gorges übereingekommen, den Piscataqua als die Grenze der beiderseitigen Besitzungen zu betrachten, und liefs sich von der Plymouth-Compagnie den Landstrich zwischen dem genannten Fluß und dem Merrimack zusichern; er nannte ihn *New Hampshire*, da er selbst Gouverneur von Portsmouth, Hampshire, gewesen war.

Massachusetts wurde in älterer Zeit unter den Namen begriffen, die allgemein auch für die Küste von Maine galten; speciell kam ihm der Name *Côte des Almouchiquois* zu, der von Holländern und Engländern in „Land der *Almushikosen*“ verstümmelt wurde. Man meint, daß dieser Name eines Indianerstammes aus den indianischen Worten *mos* (Pfeilspitze) und *wetuset* (Hügel) zusammengesetzt und daß seine richtige Schreibart *Moswetuset* ist; auf einem Hügel in der Form einer Pfeilspitze soll ein Indianerhäuptling gewohnt und darnach seinen Stamm benannt haben. John Smith (1616) schreibt bereits *Massachuset*,

Capt. Dermer (1619) *Massachusit*, in einem Briefe von Plymouth (1629) ist das Wort *Massachusets Bay*, in dem Patent von Gorges „*Massachusick*“ geschrieben. Der Name kommt ursprünglich nur der Bai zu, von welcher der Hafen von Boston einen Theil bildet; nach der Bai wurde die erste englische Colonie, seit 1626, die „*Colonie der Massachusetts-Bai*“ genannt; allmählich wurde er aber über weitere Landstrecken ausgedehnt und umfasste im 18. Jahrhundert die grössere Hälfte von Neu-England; nach 1774 bezeichnete er den Küstenstrich zwischen dem Merrimack und der Naragansett-Bai.

Rhode-Island. — Das Land um die Naragansett-Bai heisst in den ältesten Werken und Karten *Naragansets* oder *Naragansett Country*. Roger Williams, der erste Ansiedler, und andere Dissenters und Flüchtlinge aus Massachusetts gründeten hier die Städte Providence, Newport und Portsmouth, und nannten das ganze Gebiet „die vereinigten Providence-Pflanzungen“ (*Incorporation of Providence Plantations*) oder, wie sie vollständig in dem Patent Karls I. von 1643 genannt werden: *Incorporations of Providence Plantations in our Naragansetts-Bay in New-England*. Im J. 1655 schrieb Cromwell an die Bewohner „von Rhode-Island und den übrigen *Providence Plantations*“; hier erscheint der Name Rhode-Island zum ersten Mal für die Provinz, während er für die Insel schon früher in Gebrauch war. Die beträchtlichste Insel der Naragansett-Bai hiefs bei den Indianern *Aquiday* (*Aquednet*, *Aquetneck*), welches „Garten-Insel“ bedeuten soll. Den jetzigen Namen schreiben alte Autoren *Island of Rhodes*, und bringen ihn mit dem der griechischen Insel in Verbindung, wie auch der alte französische Seefahrer Verrazano, der erste, der diesen Theil der Küste besucht hat, eine Insel der Naragansett-Bai merkwürdiger Weise mit der Insel Rhodus an Grösse und Aussehen vergleicht; da der Bericht darüber bei Hackluyt zu lesen war, ist es nicht unmöglich, dafs John Clark und die ersten Ansiedler dadurch veranlaßt wurden, ihre Insel nach der griechischen zu benennen. Andere, darunter ein alter holländischer Schriftsteller vom J. 1649, leiten den Namen vom dem holländischen *Roode Eylandt*, rothe Insel, ab, noch andere schrieben *Rod-Island*; vielleicht war er *Road-Island*, die Rhede-Insel. Aber Dr. Kohl macht darauf aufmerksam, dafs in der ältesten Geschichte dieses Staates der Familienname *Rhodes* sehr häufig ist; und da eine befriedigende Erklärung des Namens nirgends geboten wird, darf man es nicht für unmöglich halten, dafs er von einem Personen-Namen herrührt. Der jetzige officielle Name ist *Rhode Island and Providence Plantations*; nur der Kürze wegen läfst man den letztern Zusatz gewöhnlich weg. —

Der Staat Connecticut hat seinen Namen von dem gleichnamigen Flusse, den der Holländer Adrian Block 1614 entdeckte und *de Versche Rivier*, den frischen Fluß, nannte, vermuthlich wegen seines klaren Aussehens und seines einladenden Thales. Den ersten holländischen Ansiedlern folgten bald englische (1630) von Plymouth und Boston, und gaben dem einheimischen Namen des Flusses den Vorzug; die ursprüngliche Form desselben soll *Quonehtucut* sein und so viel als „langer Fluß“ bedeuten, eine von den Indianern mehrmals angewandte Bezeichnung; unter andern hat auch Long Island einen Connecticut. Auf den Karten schwankt die Schreibart; auf einer vom Jahre 1635 steht *Conokteook*. Als Gebietsname kommt Connecticut schon 1631 vor, für die Umgegend von

Hartford, der „*Colony of Connecticut*.“ Mit dieser Colonie verband Karl II. im Jahre 1664 New Haven und nannte das Gebiet beider „die Provinz Connecticut“, die damals auch einen beträchtlichen Theil von Long Island umfasste, welches erst nach 1664 mit New-York verbunden wurde.

Das Gebiet des Staates New-York wurde von den Spaniern als ein Theil von Florida betrachtet und speciell, wie oben bemerkt, als *Tierra de Gomez* bezeichnet. Die Engländer nannten es seit 1585 *Virginia*, und seit 1606 *North-Virginia* oder „die nördliche Colonie.“ Von 1616 ab galt es ihnen für einen Theil von *New-England*, das südlich bis 40° N. Br. reichte. Auf holländischen Documenten heißt das Land *Nieuw Nederlandt*, zuerst 1614, manchmal auch *Nieuw Holland* oder *Nieuw Belgium*, dessen Grenzen sich sehr weit, ostwärts bis zum C. Cod mit Einschluss der Barnstable-Halbinsel, westwärts bis über den Delaware-Fluss ausdehnten; die Ostgrenze wurde indefs allmählich zurückgezogen, anfangs bis zur Nassau-Bai, dann bis zum Flusse Connecticut. Als die Engländer 1664 das Land eroberten, erhielt es zu Ehren des Herzogs von York, Bruders Karls II., den Namen *New-York*; in demselben Jahre trat der Herzog den Küstenstrich zwischen dem unterm Hudson und dem Delaware an eine Compagnie ab, welche hier New-Jersey gründete.

New-Jersey wurde von den Engländern seit 1606 als ein Theil von Nord-Virginia, von den Holländern seit 1621 als ein Theil von Nieuw-Nederlandt betrachtet. Im Jahre 1648 erhielten Sir Edmund Ploydon und Genossen einen Freibrief über ein ausgedehntes Gebiet „zwischen New-England und Maryland“, dem der Name *New Albion* gegeben wurde; indefs blieben die Holländer bis 1664 im Besitz; in diesem Jahre wurde auch dieser Landstrich dem Herzoge von York übergeben, der ihn an George Carteret und Lord Berkeley verkaufte. Gleichzeitig empfing das Land den Namen *New-Jersey*, zu Ehren Carteret's, dessen Vorfahren von der Insel Jersey stammten und der selbst ein Zeitlang Gouverneur derselben gewesen war. Die Provinz wurde 1676 in Ost- und West-Jersey getheilt und in Folge dessen oft *The Jerseys* genannt; 1702 wurden beide Theile wieder vereinigt. Lateinisch heißt die Provinz *Provincia Nova Caesarea*.

Auch Pennsylvania gehörte zu Nord-Virginia und Neu-England. Als W. Penn 1681 das Land zwischen 40° und 42° N. Br. erhielt, wollte er es New-Wales nennen; Karl II. gab ihm aber den Namen Pennsylvania, der zuerst in dem königl. Freibrief vom 4. März 1681 vorkommt. Um dem Lande einen Zugang von der See zu eröffnen, kaufte Penn 1682 von dem Herzoge von York den Landstrich auf der Westseite der Delaware-Bai, die sogenannten drei untern Grafschaften, die bis zum Jahre 1776 mit Pennsylvanien vereinigt blieben. Durch die Lostrennung derselben wurde Pennsylvanien wieder von der Seeküste ausgeschlossen.

Delaware. Die Delaware-Bai wurde von den Spaniern nach Benson's Ansicht „Allerheiligen-Bai“ genannt; Oviedo kennt diesen Namen nicht, erwähnt aber unter 39° N. Br. eine *Bahia de S. Christoval*, unter der er höchst wahrscheinlich die Delaware-Bai verstand; Cap Henlopen heißt auf spanischen Karten *Cabo de las Arenas*, und im Norden desselben liegt die Christoval's-Bai; auf andern erscheinen freilich auch die Namen *Bahia de la Buelta* (Vuelta), oder *Rio de S. Antonio*. Hudson segelte 1609 an der Bai vorbei und schloß aus der

starken Strömung, daß ein Fluß in sie münden müsse. Im folgenden Jahre soll Lord Delaware auf seiner Fahrt nach der Chesapeake-Bai in sie verschlagen sein; sicher ist, daß die Bucht damals unter dem Namen Delaware-Bai in Europa bekannt wurde; er kommt zuerst 1612 in einem Briefe des Capt. Argall vor. Die ersten Karten, die ihn tragen, sind die von Capt. Smith (1621) und die älteste Karte von Maryland (1631). Die Franzosen machten daraus *Baie de Laware* oder *Lavar*. — Von Holländern kam zuerst Capt. Hendricksen (1616), dann Cornel. May (1623) in die Bucht; der letztere baute da, wo jetzt Philadelphia liegt, Fort Nassau, und nannte die Bucht nach sich selbst *New Port May*; dieser Name fand aber keine weitere Verbreitung. Der Fluß hieß bei den Holländern, zuerst in der „Neuen Welt“ von Laët (1624), *Zuydt rivier*, im Gegensatz zu dem Hudson, dem nördlichen Fluß von Neu-Niederland; darnach wurde auch die Bucht gewöhnlich *Zuydt-Bay* genannt, zuweilen aber auch *Godyn's Bay*, nach dem Kaufmann Samuel Godyn, der von den Indianern Cap May und den benachbarten Küstenstrich gekauft hatte. Für den Fluß kommen indess zuweilen auch die Namen *Nassau rivier*, *Prinz Hendrick's rivier* und *Karls-Rivier* vor; auch der Italiäner Lucine hat auf seiner Karte nach einem holländischen Original *Rio Carlo*. Corn. May hatte 1623 das Land für die Holländer förmlich in Besitz genommen; diese bauten 1629 hier noch das Fort Swanendael, und 1633, als der berühmte de Vries in den Strom hineinfuhr, Fort Upland. Alle diese Ansiedelungen erlagen indess bald den Indianern, so daß die Schweden unter Peter Minuit 1638 das Land ohne Colonisten fanden; sie nannten den Fluß den „neuen Schwedenland-Strom,“ und die Bucht die „neue Schwedenland-Bucht“, erbauten neue Forts und taufte die alten holländischen um. Sie blieben 17 Jahre im Besitz dieses Landstrichs; einer ihrer Ingenieure, Lindstrom, verfertigte 1654 die erste specielle Karte desselben. Aber 1655 erschien Stuyvesandt, der Gouverneur von Neu-Niederland, mit einigen Kriegsschiffen vor der Bucht, nahm wieder von den Ansiedelungen Besitz für die Holländer und stellte auch die holländische Nomenclatur wieder her. Neun Jahre später (1664) eroberten die Engländer das Land und vereinigten es mit der großen Provinz New-York, während die Gründer von Maryland es als einen Theil dieser Colonie betrachteten. Seit dieser Zeit ist es unter dem Namen der „drei unteren Grafschaften am Delaware“ bekannt. Wie oben bemerkt, kaufte sie Penn 1681 von dem Herzog von York; aber 1776 trennten sie sich wieder von Pennsylvanien, erklärten sich für unabhängig und bildeten einen eigenen Staat unter dem Namen *Delaware*.

Maryland. Das Land um die Chesapeake-Bai, welches Lord Baltimore 1632 von Karl I. empfing, wurde auf Befehl des letztern, zu Ehren der Königin Henriette Marie, *Maryland* genannt. Aber schon auf den ältern spanischen Karten heißt die Chesapeake-Bai *Bahia de Santa Maria*, und Lord Baltimore, ein Katholik, mag gerade deshalb dem Könige den Vorschlag zu jener Benennung gemacht haben. Die erste Ansiedelung empfing in der That den Namen *St. Mary* und sie heißt noch bis jetzt so.

Das Gebiet von Virginia betrachteten die Spanier (seit 1520) als einen Theil der *Tierra de Ayllon* und *Florida's*, die Franzosen (seit 1563) als einen Theil von Neu-Frankreich. Den gegenwärtigen Namen legten die Engländer (1583) zunächst dem Landstrich zwischen dem Pamlico- und Albemarle-Sund bei, sowohl

zu Ehren ihrer Königin Elisabeth, als auch wegen der jungfräulichen Natur des Bodens; allmählich dehnten sie den Namen auch auf die nördlichere Küste an der Chesapeake-Bai aus, wie es auf der ersten Karte von Virginia (1590) geschieht. Bald trugen diese letzten Landschaften vorzugsweise den Namen Virginia, oder auch Neu-Virginia, im Gegensatz zu dem früh verlassenen Alt-Virginia am Albemarle-Sunde. In officiellen Actenstücken wurde aber seit 1606 unter Virginia die ganze Küste von 34° — 45° N. Br. verstanden; sie wurde etwa durch den vierzigsten Breitengrad in Nord- und Süd-Virginia eingetheilt, welches letztere zuweilen auch *The First Colony* oder *Virginia Proper* genannt wurde. Persönliche Liebhaberei verlieh dem Lande auch andre Namen; ein Schriftsteller vom Jahre 1609 nennt es *Nova Britannia*, ein anderer (1612) *The Colony in Virginia Britannia*, aber diese Namen fanden keinen Anklang. Als für Nord-Virginia (1616) der Name Neu-England eingeführt wurde, nannte man Süd-Virginia schlechtweg Virginia. Durch die Lostrennung von Maryland (1632), Carolana (1629) und Carolina (1663) wurde das Gebiet an der Küste auf den Strich zwischen 38° und $36\frac{1}{2}^{\circ}$ N. Br. beschränkt.

Als die Spanier unter Vasquez Ayllon, 1520 und 1526, die Küsten von Carolina berührten, nannten sie das Land nach einem indischen Fürsten und der einheimischen Benennung der Gegend *Chicora* und *Chicoria*, oder auch nach dem Entdecker *Tierra del Licenciado Ayllon* (kurz *Tierra de Ayllon*, corrumpt *Terra de Aullon*), ohne feste Grenzen. Jenen indischen Namen scheinen auch die Franzosen (1563) gehört zu haben; denn bei ihnen heisst das Land zuerst *Chicola* oder *Chioule*, dann aber meist das „französische Florida“; sie bauten an dem Flufs May (St. Mateo oder St. Johns River) das Fort *Caroline*, dessen Name von einigen Kartenzeichnern und Geographen als der Name eines Gebiets aufgefasst wurde. Cornelius a Judacis nannte auf seiner Karte (1593) das französische Florida zu Ehren Karls IX. *Carolina*. Die Engländer betrachteten es seit 1583 als einen Theil von Virginia, gaben aber zuweilen der Gegend um den Albemarle-Sund auch ihren einheimischen Namen *Wigandacoa*, oder auch *Weapemeoc*. Der Name Alt-Virginia ist oben schon erwähnt. Der südlichere Landstrich wurde von Robert Heath, der von Karl I. das Land zwischen 38° und dem Flusse St. Mateo erhalten hatte, zu Ehren des englischen Königs *Carolana* genannt. Da aber diese Verleihung keine Colonisation zur Folge hatte, gab Karl II. im Jahre 1663 den Landstrich zwischen 36° und 37° N. Br. dem Grafen Clarendon, der das Gebiet *Carolina* taufte, zu Ehren Karls II. Dieser Fürst setzte später (1667) 29° und $36^{\circ} 30'$ N. Br. als Grenzen fest; westwärts sollte Carolina bis zum Stillen Ocean reichen. Es zerfiel in zwei Grafschaften: *Albemarle County* im Norden, und *Clarendon County* im Süden. Die Eintheilung in Nord- und Süd-Carolina fand 1729 statt; von dem letztern trennte sich 1732 Georgia, das Land südlich vom Savannah.

Diese Trennung erfolgte auf Anordnung des Königs Georg II., nach dessen Namen das neue Gebiet zwischen dem Savannah und Altamaha-River *Georgia* genannt wurde. Da nun auf den damaligen Karten der St. Marys River als der südlichste Arm des Altamaha dargestellt wurde, dehnte man die Grenzen bis zum Cumberland-Sunde ans.

Das Festland im Norden des Mexicanischen Golfes nannten die Indianer

der Lucayischen Inseln *Cautio*; sie erzählten den Spaniern auch von einer dort befindlichen verjüngenden Quelle *Bimini*, nach welcher auch das Land zuweilen benannt wurde. Auf einigen der ersten Karten des 16ten Jahrhunderts heisst das Festland an diesem Theile *Terra de Cuba*. Den Namen *Florida* erhielt es 1512 durch Ponce de Leon, erstens seines blühenden Ansehens wegen, zweitens weil es am Feste Pascua Florida, Palmsonntag, entdeckt wurde. Als man fand, dafs diese Küste nicht einer Insel, sondern dem Festlande angehörte, dehnten die Spanier den Namen Florida westwärts bis zur Grenze von Mexico, und nordwärts in's Unbestimmte aus; die Halbinsel erschien dann als das eigentliche Florida oder auch als das *Promontorium Flcridae*. Der Name *Provincia de Tegesta*, den die Halbinsel auf einigen Karten und in geographischen Werken (z. B. bei Laët) führt, rührt von dem indianischen Dorfe *Tegesta* (*Tequesta*, *Tequesta*) her, das die Spanier 1566 unweit des Caps Florida entdeckten. Die Franzosen betrachteten nach der Colonisation von Louisiana die Halbinsel als einen Theil ihres Gebiets: auf der französischen Karte von Nic. de Fr (1713) heisst sie also *Peninsule de Louisiane*. Factisch dehnte sich das spanische Gouvernement Florida im Jahre 1763, als das Gebiet an England abgetreten wurde, im W. nur bis zur Mobile-Bai, im N. bis zum Marys River aus. Zu gleicher Zeit erhielt England aber auch von den Franzosen das Land östlich vom Mississippi, welches nun auch unter dem Namen Florida begriffen und 1783 zu gleicher Zeit mit der Halbinsel und dem französischen Louisiana westlich vom Mississippi wieder an Spanien abgetreten wurde. Spanien behielt die englische Eintheilung in Ost- und West-Florida bei. Der westliche Theil, bis zum R. Perdido, fiel 1811 den Vereinigten Staaten zu, die ihn mit dem Mississippi-Territorium vereinigten. Durch diese Lostrennung erhielt Florida seine gegenwärtigen Grenzen, mit denen es 1821 im Territorium der Vereinigten Staaten, 1845 ein Staat dieses Bundes wurde.

Der Name Alabama scheint durch Biedma (1544) in die Geographie eingeführt zu sein. Ihm zufolge traf de Soto (1540) nordöstlich von dem jetzigen Mobile einen Indianer-Chef und Stamm Namens *Alibamu*; ein portugiesischer Autor schreibt *Alimamu*. Die Historiker der Expedition des Generals de Luna (1560) haben dagegen für Land, Fluß und Volk den Namen *Coça*, und erwähnen zuweilen auch einen Indianerstamm *Olibahali*. Da in den nächsten hundert Jahren kein Europäer dieses Gebiet betrat, findet man auf den Karten dieses Zeitraums meistens einen dieser Namen. Im Jahre 1701 siedelten sich die Franzosen an der Mobile-Bai an und fanden in der Nähe ebenfalls *Les Alibamous*, jenen Indianerstamm de Soto's; und auf der Karte von De L'Isle (1719) erscheint dieser Name, den Danville und Charlevoix in *Alibamons* verwandelten, schon als Name des Hauptstroms der Gegend, auf der von Bellin (1744) als Name eines ausgedehnten Gebietes zu beiden Seiten des Flusses. Auch die Engländer hörten diesen Namen; Coxe schrieb *Alibalies* „derselbe Stamm, sagt er, den die Franzosen *Alibamous* nennen“, — eine Form, die merkwürdiger Weise sehr mit der von De Luna überlieferten übereinstimmt. Die Form Alabama ist eine Erfindung der Engländer, die bei mehreren indianischen Namen das Schlufs — i in — a verwandelt haben. Das Wort soll „schönes Land“ bedeuten. Als Territorium besteht Alabama seit 1817, als Staat seit 1820.

Die Mündungen des Mississippi müssen zuerst von Pinedo auf seiner Fahrt um den Mexicanischen Golf (1519) gesehen worden sein. Die unmittelbar nach seiner Rückkehr gezeichneten spanischen Karten von 1520, 1521 und 1529 haben ungefähr in der Mitte der Nordküste des Golfs eine große Bucht, *Mar pequeña*, in die ein mächtiger Strom mündet, der *Rio del Espiritu Santo*; und da Diego Ribero (1529) Bai und Flußmündung unter 29° N. Br. setzt, kann damit schwerlich die Mobile-Bai und der Alabama gemeint sein. Beide Namen erhalten sich auf allen Karten dieses Jahrhunderts; auf einigen ist das Cap, welches das *Mar pequeña* im O. einschließt, als *Cabo de Sta + (de Santa Cruz)* bezeichnet, womit wahrscheinlich die weit in das Meer vorgeschobene Mündung des Mississippi gemeint ist, um welche meist eine starke Brandung herrscht. Nach Pinedo muß zuerst Cabeça de Vaca auf seinem Marsch westwärts vom R. Perdido (1530—35) auch zum Mississippi gelangt sein; aber es ist nicht möglich zu sagen, welcher von den in seinem Bericht erwähnten großen Flüssen der Mississippi ist. Dann fuhr de Soto 1542 diesen Strom weit aufwärts und starb an seinem Ufer, wohl nicht weit von der Einmündung des Arkansas; Moscoso führte die Expedition zurück und stach aus einer der Mündungen in See. Die Berichte über diese Unternehmungen nennen den Fluß *Rio Grande* und erwähnen auch, daß er sich mit mehreren Mündungen in's Meer ergießt, und daß sein indianischer Name *Chucagua* ist; der oben erwähnte portugiesische Autor nennt ihn den „Großen Fluß von *Guachoya*“, nach einem Lagerplatze De Soto's; und Garcilasso sagt: „Bei *Guachoya* heißt der große Fluß *Tamallseu*, bei *Nilco: Tapala*; bei *Coça: Mico*; an der Mündung: *Ri.*“ Während der nächsten hundert Jahre erhielt die Kenntniß dieses Stromes keinen Zuwachs, und man kann sagen, daß er von dem Franzosen Marquette (1673) und dem Sieur de la Salle (1682) wieder entdeckt wurde. Der Letztere untersuchte namentlich das Delta und nahm für Frankreich Besitz davon; der erstere führte den Namen *Mississippi* in die Geographie ein, gab dem Strome aber auch zu gleicher Zeit einen christlichen Namen: *Rivière de Conception*. Aber weder dieser Name, noch der Name *Rivière de Colbert*, den La Salle dem Flusse beilegte und der einige Kartenzeichner veranlaßte, das umliegende Land *La Colbertie* zu benennen, konnten sich gegen den indianischen Namen behaupten. Einer der Begleiter La Salle's, de Tonti, besuchte 1686 den Mississippi zum zweiten Mal, fuhr ihn aufwärts und begab sich nach Canada; in den beiden folgenden Jahren erschienen spanische Expeditionen unter Don Andres de Pes an der Mississippi-Mündung, und wahrscheinlich durch sie erhielt der Fluß den neuen spanischen Namen *Rio de la Paliçada*, vielleicht in Folge des massenhaften Treibholzes, und das Cap den Namen *Cabo de Lodo* oder *Cabo de Fango*, der auch, zuweilen verstümmelt, auf englische und als *Cap de Boue* auf französische Karten überging. Aber das erste in den französischen Ansiedlungen geschriebene Journal, das des Capt. Sauvol (1699—1700) braucht nur den Namen *Mississippi*, und auch Ludwig's XIV. Befehl, den Strom *Rivière de St. Louis* zu nennen (1712), konnte den indianischen Namen nicht mehr verdrängen; der letztere behauptete sich selbst auf Danville's Karten wenigstens neben der vorschriftsmäßigen französischen Benennung. Der Name *Mississippi* gehört der Sprache der Chippeways an, wurde zuerst in der Nähe des Oberen Sees bekannt, und soll nach Einigen so viel als „Großes Wasser“, nach Anderen

„Wasser von allen Seiten“ bedeuten. Die Schreibart ist sehr verschieden: *Mitchisipi* bei Marquette, *Mechasepi* oder *Mechacebe* bei Hennepin, *Merchacebe* bei Coxe, *Missisipi* bei französischen, *Misisipi* bei spanischen Autoren. Die jetzt bei Engländern gebräuchliche Schreibart ist *Mississippi*. Als andere indianische Namen führt Coxe außer *Chucagua* noch *Sassagoula* und *Mala banchia* an; der letztere Name ist vielleicht Dumont's „*Barbancha*“, wofür Du Pratz „*Balbancha*“ giebt. Erst im Jahre 1798 wurde der Name des Flusses auch auf das Territorium übertragen, welches 1817 mit sehr beschränkter Ausdehnung an der Küste in die Reihe der Staaten aufgenommen wurde.

Der Name *Louisiane* wurde für das Land längs des Mississippi vom Illinois abwärts schon durch de la Salle (1682) zu Ehren seines Königs in die Geographie eingeführt; die Matagorda-Bai nannte er *Bay de St. Louis*, welcher Name von Iberville (1699) der kleinen Bucht gegenüber Cat Island beigelegt wurde. Louis XIV. genehmigte den Namen *Province de Louisiane*, der von den Franzosen auf das ganze Gebiet zwischen dem Alleghany-Gebirge, den Canadischen Seen, den Rocky-Mountains und Mexico südwärts bis zum R. Bravo ausgedehnt wurde; ja auf einigen französischen Karten ist, wie oben bemerkt, sogar Florida als *La Peninsule de Louisiane* bezeichnet. Die Spanier hingegen rechneten alles Land westlich vom Mississippi zu Mexico; sie behielten aber, als Louisiane 1763 von Frankreich an sie abgetreten wurde, den französischen Namen als *Luisiana*, verstümmelt *Lusiana* oder *Luciana*, für ein beschränkteres Gebiet bei, nämlich für den Küstenstrich zwischen der östlichen Mississippi-Mündung und dem Mermentou. Als das Gebiet den Vereinigten Staaten zufiel (1802), wurde es das „Territorium von New-Orleans“ genannt; erst 1812 wurde ein Theil der alten französischen Colonie als Staat *Louisiana* in den Bund aufgenommen und so der alte Name wieder eingeführt, für ein Gebiet, das sich an der Küste zwischen dem Pearl-River und Sabine-River ausdehnte. Die gegenwärtige Schreibart ist insofern incorrect, als sie in der Endung spanisch und in der ersten Silbe französisch ist.

Das Gebiet von Texas wurde nach Pinedo's Periplus von Garay, dem Gouverneur von Jamaica, *Provincia de Amichel*, von spanischen Geographen aber auch *Tierra de Garay* genannt; der erstere Name soll der einheimische indianische gewesen sein. Als der König von Spanien 1521 den Rio de la Palmas als nördliche Grenze Mexico's festsetzte, wurde das Land im Norden auch *El Gobierno del Rio de las Palmas* genannt. Aber alle drei Namen verschwanden bald, und es wurde gewöhnlich, die ganze Nordküste des Mexicanischen Golfs westwärts bis zum Rio de las Palmas unter dem Namen *Florida* zu begreifen. Moscoso, der 1542 vom Red River in das Innere des heutigen Texas vordrang, nannte das Land von den zahllosen Büffelheerden und ihren Hirten *Provincia de los Vaqueros*. Die hier wohnenden Indianer wurden von den Spaniern *los Indios bravos* oder *Chichimecas* genannt, und nach diesem Volksstamme bezeichnete man zuweilen auch das Gebiet. Die Franzosen dagegen betrachteten seit 1685 Texas als einen Theil von Neu-Frankreich, oder (seit 1699) von *Louisiane*, welches sich auf ihren Karten bis zum Rio Bravo erstreckt. Den ersten Versuch, dieses Land zu colonisiren, machten (1689) Alonzo de Leon und Domingo Theran von der Mexicanischen Provinz *Quagila (Coahuila)* aus, deren Namen auch auf das neucolonisirte Gebiet ausgedehnt wurde; diese Ansiedelungen gingen zwar bald wieder verloren,

aber seit der Zeit kam für einen von den Franzosen *Les Cenis* benannten Indianerstamm am R. Trinidad der Name *Los Indios Texas* in Gebrauch. Nach einem Document vom Jahre 1744 ernannte der König von Spanien sogar schon 1690 einen *Governador de Coahuila y Texas*; dieser Titel wurde auch nach der zweiten spanischen Colonisation (1718), durch Don Domingo de Ramon, wieder eingeführt. Das Wort Texas halten Einige für indianisch, doch nicht für einen Volksnamen; die Spanier sollen es nur häufig aus dem Munde eines Indianerstammes als einen Ausdruck der Freundschaft vernommen und darnach den Stamm benannt haben. Der erste Franzose, der das Wort braucht, La Harpe (1719), schreibt *Las Tekas*, woraus bei andern Franzosen *La province de Lastikas* wurde. Im Jahre 1727 wurde der erste Gouverneur für Texas allein, ohne Verbindung mit Coahuila, d. h. für das Gebiet südwärts bis zum R. Medina ernannt, und gleichzeitig kam für dasselbe auch ein neuer Name „*Las Nuevas Filipinas*“ zu Ehren Philipp's V. auf, und erhielt sich auf spanischen Karten neben dem Namen Texas bis in dieses Jahrhundert. Texas und Coahuila wurden 1824 wieder zu einem Staate vereinigt, mit Ausnahme der südlichsten Spitze des gegenwärtigen Texas, die zu dem Staate Tamaulipas geschlagen wurde. Der Versuch, den Namen von Austin's Colonie, *Fredonia*, auf ganz Texas auszudehnen, fand keinen Anklang. Im Jahre 1836 wurde Texas von Coahuila getrennt und ein besonderer Staat und 1845 den Vereinigten Staaten annexirt, mit einem Küstenstrich von der Mündung des R. Sabina bis zu der des R. Bravo.

California als Name für den Golf wurde schon von Diaz, einem Begleiter von Cortez, gebraucht und bald auf das Land im Norden desselben ausgedehnt. Einige leiten das Wort aus dem Lateinischen ab, von *calida fornax*, weil die Spanier auf der felsigen Halbinsel viel von Hitze gelitten hätten; wahrscheinlich ist das Wort ein corrumpirter indianischer Name. Da man die Halbinsel anfangs für eine Insel hielt und zahlreiche kleinere Eilande in der Nähe lagen, nannte man den vermeintlichen Archipel auch *Las Californias*, oder (zu Ehren Karls II.) *Islas Carolinas*. Das gegenwärtige Ober-Californien hieß bei Geographen des 16. Jahrhunderts *Quivira*, angeblich nach einem angesehenen Königreich dieses Namens. Der nördliche Theil desselben und das jetzige Oregon empfing 1578 von Drake den Namen *Nova Albion*, der in Europa, mit Ausnahme von Spanien, allgemein und auch auf Ober-Californien ausgedehnt wurde. Der Name Ober- oder Neu-Californien wurde seit 1764 durch die Franziskaner in Aufnahme gebracht, die sich im Norden der Halbinsel ansiedelten; der 42ste Breitengrad bildete nach dem Vertrage von 1819 die nördliche Grenze desselben; was weiter im Norden lag, gehörte zur *Oregon Country*. Die südliche Grenze wurde 1847, als Californien von den Vereinigten Staaten in Besitz genommen wurde, unter 32° 35' N. Br. fixirt. Zum Unterschiede von der Halbinsel wird dieser Staat auch zuweilen das Continentale Californien genannt. — n.

Dr. Cullen und der Isthmus von Darien.

Nachdem der Druck des vorigen Hefes der Zeitschrift beendet war, ging uns die Juni-Nummer des Bulletin der französischen geographischen Gesellschaft

zu, in welchem Dr. Cullen das Canalproject durch den Isthmus von Darien, das wir an jener Stelle einer eingehenden Kritik unterzogen haben, wieder aufwärmen läßt. Wer sich daran erinnert, wie weit sich die Angaben über jenes Terrain, die Dr. Cullen als Resultate eigener und wiederholter Beobachtungen an Ort und Stelle dem Publicum vorlegte, von den thatsächlichen, durch die Berichte wirklich ortskundiger Personen festgestellten Verhältnissen entfernen, wird sicherlich nicht erwarten, das Dr. Cullen vor Wiederaufnahme seines Projects es für nöthig gehalten haben sollte, neue und gründlichere Untersuchungen auf dem in Rede stehenden Gebiete anzustellen. In der That hat dieser Gentleman den Isthmus nicht wieder besucht; er ist vielmehr während des orientalischen Krieges in der Krim gewesen, wo er als Militärarzt fungirte. Aber zu unserer Freude können wir sagen, das Dr. Cullen, dem „*inter arma silent artes*“ zum Trotz, auf der taurischen Halbinsel eine viel gründlichere Information über den Isthmus von Darien gesammelt hat, als es ihm während eines mehrijährigen Aufenthalts an Ort und Stelle und auf seinen wiederholten Wanderungen quer über den Isthmus in den Jahren 1850 — 1852 möglich gewesen ist. Im Widerspruch mit dem Naturgesetz, das die Berge, aus größerer Ferne gesehen, kleiner erscheinen, kommt die Cordillere an der Caledonia-Bai Herrn Cullen von seinem europäischen Standpunkt viel größer vor, als sie ihm an Ort und Stelle erschien; sie war früher nur 350, und ist jetzt 930 Fufs hoch, — was doch selbst bei diesem Riesenkinde für die kurze Frist von vier Jahren ein so erstaunliches Wachsthum ist, das wir wohl gewünscht hätten von Dr. Cullen eine Erklärung des merkwürdigen Phänomens zu erhalten. Auch auf dem Terrain zwischen der Cordillere und dem Rio Savana, welches noch 1853 eine einförmige Ebene war, haben verschiedene Flufsgötter, die Dr. Cullen damals grausam zu Tode schweigen wollte, eine fröhliche Auferstehung gefeiert; jetzt ist es nicht mehr möglich, von der Caledonia-Bai einen Canal in gerader Richtung zum R. Savana zu leiten, ohne das System des Chucunaque zu berühren; jetzt muß der Canal im Gegentheil dem Thale des Sucubti folgen und den Chucunaque durchschneiden. Bei dieser entschiedenen Verbesserung in den Kenntnissen des Herrn Dr. Cullen würde es unangemessen sein, den Balsam zu verflüchtigen, den er selbst durch einige glückliche Wendungen auf die ihm von der harten Wahrheit geschlagenen Wunden geträufelt hat; wir kritisiren es nicht, wenn er bei einer (Kamm- oder Gipfel-) Höhe von 930 Fufs nur vielleicht einen Tunnel für nöthig hält, fragen auch nicht, in welchem Niveau das Wasserscheidebecken bei einer Tunnellänge von nur 3 Meilen liegen müßte, wenn das Terrain sich von der Quelle des Sucubti auf den nächsten 3 Meilen ostwärts von 180 Fufs auf 420 Fufs erhebt und dann erst die Cordillere mit jener Höhe von 930 Fufs und einer Breite von ebenfalls drei Meilen folgt. Aber auf Eines möchten wir Herrn Dr. Cullen aufmerksam machen: soll die künstliche Wasserverbindung von der Caledonia-Bai zur Einmündung des R. Lara in den R. Savana an der Mündung des Sucubti vorbeigehen, so wird er die seinem Werke von 1853 beigegebene Karte, auf welcher diese Linie einen rechten Winkel und einen sehr weiten Umweg bildet, förmlich desavouiren müssen, wenn er sich nicht dem ganz ungerechten Verdacht aussetzen will, das er vor geraden Wegen eine entschiedene und hartnäckige Abneigung besitzt.

Ueber die Pampas.

Aus einem Schreiben H. Burmeister's an Herrn A. v. Humboldt, de d. Mendoza 16. April 1857.

Seit meiner Ankuft allhier in Mendoza sind bereits 4 Wochen verflossen und immer noch habe ich keine Gelegenheit finden können, die Beobachtungen auszuführen, welche ich mir vorgesetzt hatte, weil es so ungemein schwer ist, die hiesige Bevölkerung für wissenschaftliche Unternehmungen in Bewegung zu setzen, besonders wenn man mit den Geldmitteln haushälterisch umgehen muß, welche zu solchen Zwecken in Bereitschaft bleiben. Hier ist Alles ungemein theuer, viel theurer als in Brasilien, die Möglichkeit einer nicht sehr kostspieligen Unternehmung also viel geringer; — ich kann darum noch keine Berichte von Werth oder Bedeutung abstaten und begnüge mich damit, einige allgemeine Gegenstände zur Sprache zu bringen. —

Zunächst einiges von den Pampas, von denen ich mir eine durchaus andere Vorstellung gemacht hatte. Ich habe dieselben von Rosario her in 14 Tagen durchschnitten, indem ich der Poststrasse nach Mendoza folgte, welche die alle 4 Wochen einmal fahrende Diligence zurückzulegen pflegt, meistens in 10—12 Tagen, wenn nicht unvorhergesehene Hindernisse eintreten. Dafs dieser Weg von 250 Leguas in so kurzer Zeit nur in reisender Schnelle im Galopp zurückgelegt werden kann, versteht sich von selbst; auch mein Wagen fuhr nie anders; — da ich mich aber stellenweis länger aufhielt, als nöthig war, so brauchte ich 2—3 Tage mehr als die Post. Indem ich mich auf die bekannte Karte zu Woodbine Parish Werk beziehe, berichte ich über das Terrain Einiges, was vielleicht von Interesse sein mag; schicke indessen meinen Angaben die Bemerkung voraus, dafs die genannte Karte mancherlei Unrichtigkeiten enthält und die viel kleinere Darstellung von Kiepert in dessen Süd-Amerika im Allgemeinen richtiger ist. Das gilt namentlich vom Laufe des Rio Carcaranal, der bei Woodbine Parish zu südlich mit seiner Biegungsstelle bei Esquina gehalten ist, wodurch auch die beiden ihn bildenden Flüsse Rio Terceiro und Rio Quarto verzerrt sind; Esquina und Saladillo liegen nördlicher als Rosario, nicht südlicher, wie es die Karte angiebt. Ausserdem ist der Ort Rio Quarto entschieden zu weit nach Osten gesetzt; er gilt bei den Einwohnern für die Hälfte des Weges, muß also weiter westlicher sein. Nicht blofs bis dahin, sondern noch weiter westlich, bis Rio Quarto, ist das Terrain eine durchaus gleichförmige Ebene, ohne alle erheblichen Ungleichheiten, daher man täglich einen sehr weiten Horizont vor Augen hat. Nirgends ist auch nur ein einziger Gegenstand von Interesse auf dieser unabsehbaren Ebene wahrzunehmen; selbst die engen grabenförmigen Flußthäler oder vielmehr Flußfurchen bemerkt man durchaus nicht aus der Ferne, weil sie ohne allen Unterschied in den Boden eingegraben sind und sich keinerlei eigenthümliche Umgebungen verrathen. Nur der Rio Carcaranal hat bis in die Gegend von Frayle muerto hinauf und weiter nordwärts, gleich den flachen Ufern des Rio Paraná, einen ziemlich kräftigen Baumwuchs zur Seite, etwa wie bei uns die Elster- und Elbniederungen bei Leipzig und Dessau; die Bäume sind aber entschieden kleiner als unsere Eichen und bestehen größtentheils aus feinblättrigen Leguminosen oder einer hier sehr weit verbreiteten Wei-

den- (*Salix*) Art, die mich am meisten an *Sal. Babylonica* erinnert. Nordwärts vom Rio Carcaranal sind keine wahren Pampas mehr, weil Baumwuchs in diesen Gegenden allmählich die Oberhand gewinnt; ja selbst zwischen dem Rio Terceiro und Rio Quarto trifft man stellenweis ziemlich dichtes Gebüsch, selbst Bäume, von der Größe und dem Ansehen starker dichter Apfelbäume mit niedrigem Stamm und breiter flacher Krone, doch ebenfalls ohne Ausnahme Leguminosen. Südlich vom Rio Quarto und westwärts bis gegen S. Luis hin ist die Ebene baumlos und hier die wahre Pampas-Natur vollständig entwickelt, aber durchaus nicht eine unfruchtbare Einöde, sondern ein mit dichtem kniehohen Grase bekleidetes Blachfeld, zwischen dem allerhand niedrige Pflanzen, z. Th. Stauden, sich erheben. Das Gras dieser Gegenden bildet freilich keinen zusammenhängenden Rasen, wie auf unsern Weiden, sondern es besteht aus ziemlich gleichmäßig vertheilten Grasbüscheln, zwischen denen der Boden kahl und unbewachsen bleibt. Hauptsächlich sind es zwei Grasarten, die ich aber beide nicht mit ihren botanischen Namen bezeichnen kann; das eine feinere Gras gehört den ganz trockenen Flächen an, ist kniehoch und gelblich glänzend, d. h. der Blumenbüschel, ganz wie feiner Flachs; das andere wird mannshoch, hat eine viel derbere Structur, eine lebhaft grüne Farbe, und prachttolle seidenweiße, gegen 2 Fufs lange Rispen, die auf hohen graden Schäften noch über die Köpfe der Reiter hervorragen. Dies Gras steht nur an feuchten Stellen, begleitet die Flufs- und Bachfurchen, verbreitet sich in dichten Büscheln über moorartige Gründe, und giebt den Orten, wo es gesehen wird, ein schönes frisches kräftiges Ansehen. Als Viehfutter taugt es nicht, es ist viel zu hart; auch das Gras der trockenen Pampas wird nur, so lang es frisch und jung ist, vom Vieh genossen und daher kommt es, dafs diese immensen Flächen nur so wenig natürliche Bewohner aus dem Thierreich aufzuweisen haben; eigentlich nur drei Pflanzenfresser, das *Vizcacha*, den *Cervus campestris* und den Straufs, *Rhea americana*, der indessen hier viel seltener gesehen wird als in der *Banda oriental*, weil diese bei weitem besseres Viehfutter liefert, als die eigentlichen Pampas. Unter dem trockenen feineren Pampasgras, dessen man sich hauptsächlich zum Dachdecken bedient, stehen als Decorationsmittel der Flur allerhand kleine Pflanzen, z. Th. Stauden, deren Ansehn vollständig mit ähnlichen verwandten Gewächsen Europas harmonirt. Sehr gemein besonders an den Rändern der Fahrwege, deren Gleise wegen der schweren Karren tief eingeschnitten zu sein pflegen, steht ein *Salidago* ganz wie unser *S. virgaurea* aussehend; anderenorts, besonders wo der Boden salzhaltig ist, sah ich viel eine *Artemisia*, der *A. Absinthium* und *A. salina* ähnlich; dann besonders auf den höheren Stellen und neben den Ansiedelungen eine Klette (*Arctium*) oder eine ihr sehr ähnliche Pflanze; außerdem Melden (*Atriplex*) und ein langstacheliges Gewächs, welches derselben Familie anzugehören scheint. Unter den Pflanzen mit schönfarbigen Blumen sind besonders zwei rothe häufig, die ich beide nicht botanisch bestimmen kann; die eine sieht wie eine *Primula* mit gezackten Blättern aus und erinnert an *Pr. faminosa*; die andere hat eine grofse prachttoll karminrothe Blume, die unserm grofsen Riesengranium ähnelt, aber die Blätter des Gewächses sind klein, einfach, dick und geben dem Ganzen mehr das Ansehen eines kleinblättrigen *Mesembryanthemum*, was freilich hier nicht erwartet werden darf. Grofse schöne Blumen sah ich nirgends, dagegen mitunter

eine kleine hübsche feuerrothe Malwe, vielleicht *Althea*, und die bekannte Zierpflanze unserer Gärten, welche man Ochsenauge zu nennen pflegt; eine Syngenesiste, mit *Tagetes* verwandt, dessen Name mir leider, wie so mancher andere aus früherer Zeit, entfallen ist. Ganz öde, kahle Stellen kommen nur da vor, wo der Boden so stark mit Salz geschwängert ist, daß letzteres ihn als weiße Kruste überzieht. Hier fehlt alle Vegetation, nur einzelne Pflanzen, der *Salsola* nicht unähnlich, vertheilen sich über den mitunter sehr umfangreichen, stets vertieften und stellenweis zu großen Lachen erweiterten Raum. Es sind das die Reste des ursprünglich in diesen Gründen zurückgebliebenen Meerwassers, die Niederschläge seines Salzgehaltes, als das Wasser verdunstet war; sie bilden den ärmlichsten Theil des hiesigen Landes, werden von den Ansiedlern gemieden und dienen nur den Sumpfvögeln zu Sammelplätzen. Aber auch diese sind nur dann da, wenn kein süßes Wasser in der Nähe ist; viel häufiger sieht man sie an den größeren oder kleineren mit grünem Schilf bekleideten Seen, welche durch die ganzen Pampas vertheilt sind und stets als Lieblingsplätze von den Ansiedlern gewählt werden. Manche dieser Seen haben einen beträchtlichen Umfang. —

Das ist, so weit ich ihn kennen gelernt habe, der allgemeine Charakter der Pampas; mehr nach Süden nehmen die Salzlachen zu und hier wird der Gesamteindruck des Bodens trauriger, öder; — gegen Westen dagegen, wo die isolirten granitischen Bergketten von Cordoba und S. Luis dem Pampasboden eine Grenze setzen, nimmt buschiges Terrain die Oberhand und bewirkt eine große Abwechslung des Ansehens, wie die zunehmenden Hügelreihen des Bodens eine Unebenheit des Grundes; — beide gehen Hand in Hand. Die Gegenden vor S. Luis, von Rio Quinto an, sind besonders hübsch und erinnerten mich zuweilen an Brasilien, obgleich der üppige Baumwuchs der Tropen völlig fehlt und dürre, z. Th. wirklich blattlose Bäume nur kärglich zur Decoration der Landschaft beitragen können. Hier beginnt der Einfluß der Cordilleren in der Organisation sichtbar zu werden; zwei eigenthümliche Thierformen, der Pampas-Hase (*Dolichotis patagonica*), wohl zu unterscheiden von dem Pampas-Caninchen oder Vizacha (*Lagotis Cuvieri*), welches den östlichen ganz ebenen Pampas angehört — und das Pampas-Huhn (*Ortygia magallanica*) traten auf und sind gerade um S. Luis sehr häufig. Eine Station hinter S. Luis fand ich auch die erste *Nyctelia*, eine Käferform, die ausschließlich dem Cordilleren-Gebiet angehört. Zugleich gewinnt der Boden, wegen des größeren Reichthums an Wasser, eine höhere Fruchtbarkeit und bald fährt man zwischen Pappel-Alleen und Weinlauben dahin, ganz wie im nördlichen Italien. Der Eindruck ist überraschend sonderbar; man glaubt kaum, in der neuen Welt, nahe dem Fuße der Cordilleren sich zu befinden und doch hat man sie in dieser Gegend schon beständig, wo freie Umsicht möglich ist, vor Augen. — Sonnabend, den 7. März, bald nach 7 Uhr Morgens, als ich die Höhen unmittelbar hinter S. Luis erreicht hatte, sah ich die ganze Kette zum ersten Male, ein freudig rührender mir ewig denkwürdiger Augenblick; — ich erkannte sogleich das hohe schnee-beladene Haupt des Aconcagua und weiter hinab nach Süden einen kleineren Gipfel von ausnehmend deutlicher Glockenform, welchen die Karte als Tupungato auswies; ganz südlich einen dritten, den Maypu. Am Morgen waren nicht

blofs die schneeigen Gipfel deutlich, auch die tieferen Partien der Kette konnte ich erkennen; aber gegen Mittag verbarg sich alles wieder hinter den Dünsten des Tages und nur die Gipfel ragten z. Th. über die Wolken hervor. Fünf Tage hintereinander wiederholte sich mir dieses magische Schauspiel, mit jedem deutlicher und schöner werdend; am Abend des vierten Tages schlief ich im Angesicht des Aconcagua ein, und am Morgen des fünften zeichnete ich den schönen Tupungato von der ersten Station, als die Pferde gewechselt wurden, in meine Mappe. Diese Skizze könnte ich Ihnen senden, aber freilich noch nicht die Ansicht des Aconcagua, weil man von diesem hier in Mendoza nur die äußerste Spitze sieht, der grösste Theil des Berges steckt hinter der vorliegenden Kette von Uspallata. Indessen habe ich in dem benachbarten Dorfe Luxan die Bekanntschaft eines Mühlenbesizers gemacht, von dessen Hause aus man eine vollständige Ansicht der ganzen Binnen-Cordillere vom Aconcagua bis Maypu vor sich hat, und dieser Mann hat mich freundlichst eingeladen, von da aus die versprochene Ansicht für Sie zu entwerfen, was ich ihm auch zusagte. Leider war ich bei meinem ersten Besuche daselbst ohne Zeichenapparate, konnte also nicht sofort an's Werk gehen; — und seitdem ist hier so schnell der Herbst hereingebrochen mit seinen Nebeln, dafs es jetzt nicht mehr möglich ist, ein gutes Bild zu machen; — man sieht nur die Umrisse der Berge, aber durchaus nicht die vielen Grate und Joche, welche diesem Theile der Cordillere einen so überaus schönen Anblick gewähren. Nach Aussage der Hiesigen hält diese Beschaffenheit der Atmosphäre bis zum Winter an, so dafs ich erst nach einigen Monaten hoffen darf, die versprochene Arbeit in Angriff zu nehmen, die ich dann aber schnell und so bald es thunlich ist, ausführen werde.

Mit meinen physikalischen Beobachtungen sieht es schlecht aus; das schöne Barometer von Pistor, welches ich mitnahm, ist auf der Reise während des beständigen Stofsens des Wagens so erschüttert worden, dafs die Luft einen Eingang in die Quecksilberöhre gefunden und mein Instrument vor der Hand unbrauchbar gemacht hat. Thermometerbeobachtungen stelle ich täglich an und habe hier eine Bekanntschaft gemacht, welche mir genaue Beobachtungen, seit einem Jahre angestellt, verspricht. Sobald ich im Besitz derselben bin, werde ich ihnen eine Abschrift davon zugehen lassen. Meine weitere Reise von hier ist zur Zeit ganz ungewifs; eines Theiles, weil meine Geldmittel schon sehr erschöpft sind, anderen Theils, weil jetzt im Herbst und noch später im Winter sich nirgends auf Erfolg rechnen läfst, wenigstens für einen Entomologen. Kaum ist noch eine Biene an den spärlichen Syngenesisten-Blumen zu sehen, die ich fast allein hier antreffe. Der Boden, wo nicht durch Kultur verändert, ist kahl und öde; am ganzen Fufs der Cordilleren zieht sich eine stellenweis zu 100 Fufs hohen Hügelreihen aufgehäuften Schuttschicht hin, die nur von Cactus-Arten und ärmlichen keinen Leguminosenbüschen bekleidet wird. Ganz dieselbe Vegetation und keine andere herrscht auch auf dem Gebirge selbst; kein Baum, kaum ein Strauch bekleidet die Gehänge der Cordilleren an dieser östlichen Seite; die Gesteine stehen nackt und kahl da, wo sie nicht unter Schuttmassen versteckt sind. Dagegen giebt es einen ungemeinen Reichthum an Mineralien aller Art und für Mineralogen wie Geognosten ein sehr reiches Feld. Das Interessanteste was ich bemerkt habe, ist ein Steinkohlenflötz hier ganz in der Nähe, zwei Stunden von

der Stadt, auf das schon Bau betrieben wird. Da indessen meine Kenntniß von demselben nur noch sehr oberflächlich ist, so erspare ich Mittheilungen darüber bis auf einen späteren Brief: es liegt oben im Thale eines kleinen Baches, der aus der Uspallata-Kette hervorbricht und gegen die Stadt hin mit dem Rio de Mendoza, der diese ganze Kette umfaßt, sich vereinigt. Die Uspallata-Kette, durch Darwin im Allgemeinen untersucht, ist sehr reich an Silber-, Kupfer- und Eisenerzen; einige behaupten auch an Gold, doch habe ich bis jetzt nur Erze der drei genannten Metalle gesehen.

Neuere Literatur.

Topographie der Herzogthümer Holstein und Lauenburg, des Fürstenthums Lübeck und des Gebiets der freien und Hanse-Städte Hamburg und Lübeck. Von Johannes v. Schröder und H. Biernatzki. Zweite neu bearbeitete, durch die Topographie von Lauenburg vermehrte Auflage. 2 Bände. Oldenburg in Holstein 1855. 1856. 8.

Dafs von diesem vor 14 Jahren erschienenen Werke eine neue Auflage erforderlich geworden ist, liefert den Beweis, dafs dasselbe sich durch seine Brauchbarkeit Eingang in die Kreise verschafft hat, für die es bestimmt war. Auch von der vorliegenden, durchgängig berichtigten und vielfach vermehrten Auflage kann man sagen, dafs sie in manchen Beziehungen mehr leistet als der Titel verspricht. Dem alphabetischen Repertorium ist eine 150 Seiten starke „Allgemeine topographische Darstellung“ vorausgeschickt, die in gedrängter Zusammenfassung eine sehr reichhaltige Information in sich schließt. Der erste Abschnitt derselben liefert eine Geschichte der territorialen Entwicklung, die für die gegenwärtige Eintheilung und die jetzigen Territorial-Verhältnisse von Wichtigkeit ist; er bespricht die älteste Eintheilung des Landes nach Adam v. Bremen, die Ausbreitung und Wohnsitze der wendischen Bevölkerung, die Colonisation und die Begründung der Städte, die Ständeverhältnisse, soweit sie für die Bildung der Territorien und die Landescultur von Wichtigkeit sind, die Besitzverhältnisse unter den Schauenburgern, die Aenderung derselben in Folge der Säcularisation des Kirchenguts, die Landestheilungen unter den Oldenburgern und schliesslich die Heranbildung der gegenwärtigen Verhältnisse. Dann folgen mehrere rein geographische Abschnitte, über Lage, Gröfse und Grenzen des Landes, die eingeschlossenen Enclaven, das Klima, die Bildungsgeschichte des Landes, die Bodenbeschaffenheit, die orographischen und hydrographischen Verhältnisse und die Naturproducte. Die Angaben über die Bevölkerung, so weit sie in dieser Einleitung enthalten sind, beziehen sich auf die Zählung von 1845. Dann folgt ein ausführlicher Abschnitt über die Landwirthschaft mit einer tabellarischen Uebersicht der jährlichen Production an Cerealien, Oelpflanzen, Futterkräutern, Butter

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Zeitschrift für allgemeine Erdkunde](#)

Jahr/Year: 1857

Band/Volume: [NS 3](#)

Autor(en)/Author(s): Redaktion

Artikel/Article: [Miscellen 50-77](#)